

# zfsö

## ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALÖKONOMIE

- Christoph Deutschmann **3** Der kollektive Buddenbrooks-Effekt – Sozialstrukturelle Hintergründe der Wirtschaftskrise
- Ferdinand Wenzlaff **11** Vorläufer der Geldreform
- Daniel Pavlic **18** Die sozial-liberale Wirtschaftsordnung nach Maurice Allais
- Helmut Creutz **24** Geldschöpfung in öffentlicher Hand – Gedanken zum gleichnamigen Buch von Joseph Huber & James Robertson
- Dirk Löhr **40** Vollgeld, Freigeld und Assetpreisinflationen
- Fabian Thiel **55** „Landgrabbing“ – und was dagegen zu tun ist
- Dirk Lambach **60** Betriebliche Partnerschaft als unternehmerisches und gesellschaftliches Konzept
- 63** Bücher – Personalie – Veranstaltungen

## B Ü C H E R

### ■ Richard Wilkinson & Kate Pickett Gleichheit ist Glück – Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind

Berlin: Tolkemitt-Verlag 2010. 320 Seiten.

Das vorzustellende Buch ist im Ergebnis ein Musterbeispiel für gelungene interdisziplinäre Forschung. Die Autoren sind britische Mediziner an den Universitäten Nottingham und York. Die englische Originalausgabe ihres Buches erschien 2009 unter dem Titel „The Spirit Level – Why More Equal Societies Almost Always Do Better“. Als Epidemiologen – und damit als Spezialisten auf dem Gebiet der empirischen Forschung – versuchen Wilkinson & Pickett, Gründe für bestimmte Krankheiten in der Bevölkerung methodisch zu erfassen. Ursprünglich ging es ihnen um Ungleichheiten im Gesundheitsbereich. Sie wollten wissen, warum die Lebenserwartung der Menschen in den gesellschaftlichen Schichten so unterschiedlich ist und warum Bürger – auch in Industriestaaten – umso mehr gesundheitliche Probleme haben, je weiter unten sie auf der sozialen Stufenleiter rangieren.

In jahrzehntelanger Forschung, bei der Ergebnisse zahlreicher Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen und Denkrichtungen zusammengetragen wurden, erkannten Wilkinson & Pickett immer deutlicher, dass die Ungleichheit selbst das Problem ist. Was generell in Bezug auf Gesundheit und Lebenserwartung gilt, trifft im einzelnen hinsichtlich so unterschiedlicher Aspekte wie Gewalt, psychische Erkrankungen, Drogenkonsum, Übergewicht, Schulversagen und Teenagerschwangerschaften zu: nahezu immer zeigte die Auswertung entsprechender Daten, dass die Situation umso schlechter ist, je ungleicher das Einkommen in den betreffenden Ländern verteilt ist. Erfreulicherweise bieten die Autoren in vielen Fällen eine plausible soziale, sozialpsychologische oder medizinische Erklärung für diese Ergebnisse an.

Ein Einzelergebnis betrifft z.B. „Ungleichheit und zwanghaftes Konsumverhalten“. In Staaten mit höherer Ungleichverteilung ist die Arbeitszeit länger, die Konsumquote höher und die

Sparquote niedriger. Erklärt wird dies mit dem bei Ungleichheit intensiveren sozialen Wettrennen. Während in skandinavischen Ländern niemand wirklich zurückbleibt und somit auch keine Statussymbole braucht, ist z.B. in den durch stärkere Ungleichheit gekennzeichneten USA die Neigung höher, sich über Konsum sozial zu definieren. Dafür muss länger gearbeitet werden. Werbung ist wichtiger. Zugleich ist das Misstrauen größer. Türen werden abgeschlossen, wo sie in Skandinavien offen bleiben.

All dies sollte aus Sicht der Autoren gesellschaftspolitische Konsequenzen haben. Gute Politik muss demnach danach streben, das Ausmaß der Ungleichheit zu verringern. Die zentrale These „Ungleichheit ist schädlich“ steht dabei in bemerkenswertem Kontrast zu einer in der traditionellen Ökonomie verbreiteten Grundüberzeugung, wonach Ungleichheit Ansporn im Wettbewerb, „Wachstumstreiber“ und daraufhin ein gesellschaftspolitisch erwünschtes Ergebnis des Wettbewerbs bzw. zumindest ein zu akzeptierender Zustand des zur Ungleichheit neigenden Kapitalismus ist.

Spannend an dem Buch ist aber nicht nur der Inhalt, sondern auch die methodische Beweisführung. Die Autoren belegen ihre These mit Hilfe einer überwältigenden Zahl empirischer Ergebnisse. Vorbildlich ist dabei die methodische Sorgfalt bei der Auswahl und Interpretation der Daten. Bei internationalen Vergleichen werden – soweit möglich – Statistiken anerkannter Institutionen wie UNO oder OECD verwendet, mit anderen Worten, im Regelfall die besten. Zudem werden sehr einfache Ungleichverteilungsmaße benutzt, etwa das Verhältnis des Einkommens der 20% einkommensstärksten und der 20% einkommensschwächsten Haushalte. Da man bei internationalen Vergleichen dennoch eine Restunsicherheit bezüglich der Vergleichbarkeit der Daten nie ausschließen kann, haben die Autoren auch die Daten von 50 US-amerikanischen Bundesstaaten ausgewertet. Besonders diese Ergebnisse sind relevant, da hier die zugrunde liegenden Statistiken – wie auch die rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen – in hohem Maße vergleichbar sind. Und auch auf der Ebene der US-Bundesstaaten zeigt sich das Ergebnis, dass im Grunde alle Indikatoren je-

weils umso besser ausfallen, je weniger ungleich die Einkommen verteilt sind.

Besonders bemerkenswert ist hier allerdings ein weiteres Resultat. Es zeigt sich nämlich auch, dass Ungleichheit im Laufe der Geschichte offenbar langfristige und schädliche Spuren hinterlässt. So sind diejenigen US-Bundesstaaten, die einst zur Konföderation der Südstaaten gehörten, in der die Plantagenwirtschaft auf der Grundlage von Sklavenarbeit vorherrschte, auch heute noch durch überdurchschnittliche Ungleichheit gekennzeichnet. Zugleich ist die Situation in diesen Staaten heute fast ausnahmslos besonders schlecht. Diese Staaten sind also (noch) heute durch besonders viel Gewalt, körperliche und psychische Erkrankungen und Schulprobleme gekennzeichnet. Sie liegen dabei im Vergleich nicht nur am unteren Ende, sondern sogar noch unterhalb der negativ geneigten Trendlinie!

Auch wenn die Autoren dieses letztere Ergebnis vorsichtig kommentieren, gibt doch das Buch insgesamt hinreichend Anlass, bisherig vorherrschende gesellschaftspolitische Leitbilder zu überdenken. Eine stärker solidarische Gesellschaft ist ganz offenbar zugleich auch eine gesündere und glücklichere Gesellschaft. Was viele Menschen intuitiv schon immer geahnt bzw. begriffen haben, ist dank der von Wilkinson & Pickett geleisteten Forschungsarbeit nun handfest belegt. Ein empfehlenswertes Buch, das hoffentlich zu einer menschlichen Sichtweise in Wirtschaft und Gesellschaft beitragen kann.

*Johann Walter*

### ■ Helge Peukert Die große Finanzmarktkrise – Eine staatswissenschaftlich-finanzsoziologische Untersuchung

Marburg: Metropolis Verlag, 2010. 557 Seiten.

Der gewaltige Umfang dieses Buches wird hoffentlich seine breite Rezeption nicht behindern. Helge Peukert hat nämlich eine bewundernswert ehrliche und kompetente Bestandsaufnahme des bisherigen Umgangs mit der Finanzkrise vorgelegt. Offen bekennt er im Vorwort seine „Enttäuschung über die Verarbeitung der Finanzkrise mit angezogener Reflexionsbremse und die ungleiche

Lastenverteilung bei den Rettungsaktionen zu ihrer Überwindung“. Dankbar für die ihm aus öffentlichen Mitteln an der Universität Erfurt gegebene „Freiheit unabhängigen Denkens jenseits bestimmter enger Interessen und Ideologien“ fühlt sich Peukert in seiner Forschung und Lehre den Interessen der Allgemeinheit verpflichtet. Er ist sich auch dessen bewusst, dass er mit seinem Buch einen „Kampf David gegen Goliath-Finanzinstitutionen“ führt, „die alles daran setzen, ihr Deutungsmonopol als hegemonialen Diskurs weiter zu pflegen und hierfür auch immense Geldmittel in die Waagschale werfen“. (S. 9-10)

Peukerts Buch hebt sich wohltuend von anderen Reaktionen auf die Finanzkrise ab, die die Öffentlichkeit in dem trügerischen Glauben wiegen, dass wir uns im Gegensatz zu Lucas Zeises „Ende der Party“ (2009) mit einem ‚Weiter so‘ bereits wieder auf der Überholspur in die Richtung einer Dauerkonjunktur mit Wachstum und Vollbeschäftigung befinden. Weder verharmlost Peukert die Beinahe-Kernschmelze des Weltfinanzsystems als Betriebsunfall noch liefert er ein vordergründig-kritisches Scheingefecht, bei dem die Ursachen der Krise letztlich doch unangetastet bleiben. Weit entfernt von solchen Verantwortungslosigkeiten und ihrer wissenschaftlichen Legitimation durch modelltheoretische und statistisch-ökonomische Analysen sieht sich Peukert in den Traditionen der Staatswissenschaften, der Finanzsoziologie, der Historischen Schule und des kritischen Institutionalismus. Ihnen gehe es um eine Ideologien offen legende interdisziplinäre Gesamtschau auf die Gesellschaft statt um einen betriebswirtschaftlich verengten Blick auf Renditeinteressen.

Im Anschluss an eine Zusammenfassung seines Buches „für den eiligen Zeitgenossen“ (S. 21ff) gibt Peukert im Kapitel „Feldvermessung und Ortsbestimmung“ (S. 29ff) eine detaillierte Übersicht über den in- und ausländischen wissenschaftlichen Diskurs über die Finanzmarktkrise und ihre Ursachen. Dem „Finanzmarktfundamentalismus“ und seinem Dogma von der Effizienz sich selbst überlassener Finanzmärkte wird das gegenteilige „Paradigma manisch-depressiver Märkte, das Bären-Bullen-Paradigma“ gegenüber gestellt. In der Krise wurde das Versagen sowohl der deregulier-

ten Märkte als auch der Staaten offenkundig – und auch das „intellektuelle Versagen der Wirtschaftswissenschaften“. (S. 31-33) Geradezu erschütternd ist, was Peukert über die Verdrängung der Finanzmarktkrise bei den Tagungen des Vereins für Sozialpolitik berichtet. Während von Wirtschaftsverbänden kaum mehr als Interessenpolitik zu erwarten war, haben Institutionen mit ordoliberalen Wurzeln wie die „Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft“, das „Walter-Eucken-Institut“, die „Ludwig-Erhard-Stiftung“ oder die „Stiftung Marktwirtschaft“ ihre große Chance zu einer „Sternstunde des Wirtschaftsliberalismus“ verpasst, indem sie bloß über ein Staatsversagen lamentierten und die Augen vor dem Versagen der deregulierten Märkte verschlossen. Nach Jahren der neoliberalen Gehirnwäsche im Sinne von Friedrich August von Hayek und Milton Friedman hat sich die ordoliberale Einsicht in die Notwendigkeit verflüchtigt, der Ausbreitung von wirtschaftlicher Macht auf den Märkten mit einer gerechten Rahmenrechtsordnung Einhalt zu gebieten. Aber „auch auf Seiten der politischen Linken sieht die Bilanz nicht unbedingt besser aus.“ Trotz einiger guter Ansätze bei Attac beobachtet Peukert bei Teilen des linken Spektrums und den Gewerkschaften eine „merkwürdige Lähmung“. (S. 49-51, 59) Quer durch alle wissenschaftlichen und politischen Lager fehle es an der Bereitschaft, tiefer in den „Geldmachtkomplex (Krysmanski)“ einzudringen und ihn in Frage zu stellen. (S. 63)

Im zweiten und dritten Kapitel seines Buches stellt Peukert den Mainstream der Ökonomie und die alternativen Ansätze zur Erklärung der Finanzmarktkrise sehr ausführlich bis in ihre kleinsten Verästelungen dar – leider ohne dabei die Publikationen von Gerhard Scherhorn und Elmar Altvater einzubeziehen. Besonders beeindruckend ist, was Peukert aus den Werken von Veblen, Galbraith, Keynes und Minsky sowie aus der neueren Verhaltensökonomie zutage fördert und für das Verständnis von Spekulation und Finanzmarktkrise nutzbar macht. Allerdings sollte sich der Rückgriff auf Keynes nicht nur auf das 12. Kapitel seiner „Allgemeinen Theorie“ beschränken. Auch das 17./18. und 23./24. Kapitel sind echte Fundgruben guter Denkanstöße, die der Postkeynesianismus und auch Minsky noch nicht genügend

zur Geltung gebracht haben. Alle diese verschiedenen Theoriestränge münden schließlich in eine Begründung für die Notwendigkeit einer postautaristischen Ökonomie ein.

Das vierte Kapitel über Finanzmarktreformen beginnt mit einer Darstellung der bisherigen „halbherzigen Reformdiskussionen und Regulierungsmaßnahmen“. Es folgen ausführliche Erläuterungen zu mehreren Bereichen, in denen Peukert grundlegende Veränderungen für erforderlich hält: Um den Zentralbanken die uneingeschränkte Oberhoheit über die Geldversorgung der Wirtschaft zu geben, empfiehlt er die Einführung des ursprünglich von Henry Simons und Irving Fisher als Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise von 1929 konzipierten „100%-Money“, das Joseph Huber zum „Vollgeld“ weiter entwickelt hat. Außerdem sollen „Mega(Schatten)Banken“ entflochten bzw. zerschlagen und die Größen von Banken beschränkt werden, damit nicht mehr einzelne Banken als systemrelevant gerettet werden müssen („too big to fail“), wenn sie in Schieflagen geraten. Geschäfts- und Investmentbanken sollen voneinander getrennt und an die Eigenkapitalausstattung der Banken sollen höhere Anforderungen gestellt werden. Schließlich sollen Leerverkäufe und der Handel mit Derivaten eingedämmt und eine Tobinsteuer auf Devisentransaktionen erhoben werden.

Alle diese zwar nicht neuen, aber von Peukert gut begründeten Maßnahmen wären ohne Zweifel notwendig, um die Gefahr weiterer Finanzmarktkrisen zu bannen. Auch eine Aktualisierung von Keynes' Bancor-Plan dürfte in diesem Zusammenhang noch sehr hilfreich sein. Die Denkansätze einer Geld- und Bodenreform erwähnt Peukert nur ganz am Rande. Irving Fisher sei zunächst dem Freigeld Silvio Gesells zugeneigt gewesen, habe sich aber dann wegen dessen Schwächen davon abgewandt und sein eigenes Konzept des 100%-Money entwickelt. Eine dem Geld inhärente strukturelle Asymmetrie sieht Peukert nicht und mag deshalb „Gesells Beitrag nicht allzu hoch zu veranschlagen. ... Der Finanzsektor hat mit der Wirtschaftswelt Gesells kaum noch etwas gemein.“ (S. 402,405) Peukerts ungünstiger Eindruck von Gesell könnte durch nicht zu bestreitende Defizite bei der Übertragung von dessen Überlegungen auf die Gegenwart entstanden sein. Vielleicht lie-

ße er sich noch revidieren, wenn klarer herausgearbeitet würde, dass die modernen Finanzinnovationen letztlich eine ähnliche Funktion haben wie die klassische Geldhortung – nämlich dem Anlagen suchenden Geldvermögen in Zeiten sinkender Renditen Gelegenheiten zu verschaffen, sich der Realwirtschaft zu entziehen und dabei im Unterschied zur früheren Hortung trotzdem noch Zinsdifferenzen einzustreichen.

Die Geld- und Bodenreformer haben aufgrund der Begrenztheit ihrer personellen und finanziellen Kapazitäten tatsächlich noch keine über die bisherigen Darstellungen ihrer Grundgedanken hinausgehenden wirklich fundierten Analysen der Finanzmarktkrise hervorgebracht, die der Wissenschaftlichkeit der Arbeiten von Dieter Suhr aus den 1980er Jahren entsprechen würden. Immerhin sind neben den Ansätzen der neueren Geld- und Bodenreformbewegung zwischenzeitlich auch einige fachwissenschaftliche Arbeiten von Marvin Goodfriend und Willem Buiter entstanden, die die Ausgangsbasis für Versuche verbreitern könnten, sich schrittweise weiter in den „Geldmacht-komplex“ hineinzudenken.

Trotz seiner Zurückhaltung gegenüber Gesell kommt Peukert auf den letzten Seiten seines Buches erfreulicherweise auf genau jene schon eingangs angesprochene „ungeklärte Zukunftsfrage“ zurück, zu deren Lösung Gesells Freigeld bzw. Keynes' „künstliche Durchhaltekosten“ auf liquide Mittel in weiter entwickelter Form vielleicht doch noch einmal etwas beitragen könnten. Zusätzlich zu all den von Peukert für notwendig gehaltenen Reformen, die den Finanzmärkten ‚von außen‘ Daumenschrauben anlegen, wird es nämlich auch notwendig sein, ihre permanente Expansion und Verselbstständigung ‚von innen‘ mit einem „Abbau der (u.a. durch den Zinseszins bewirkten) Konzentration der Geldvermögen“ zu bremsen. Letztlich geht es auch für Peukert um die „ungeklärte Zukunftsfrage: Wäre eine ökologisch tragfähige Gesellschaft, die nicht auf den Wachstumsimperativ angewiesen ist, mit einer Geldordnung vereinbar, in der es positive Zinssätze gibt? Falls die Frage zu verneinen ist: Ist eine Geldordnung in einer arbeitsteiligen Wirtschaft ohne positive Zinssätze möglich?“ (S. 25, 27)

Nachdem diese Schlüsselfrage bei allen Ausfüh-

rungen Peukerts zu den Finanzmarkttheorien des ökonomischen Mainstreams sowie zu den alternativen Erklärungsansätzen und Reformvorschlägen im Hintergrund geblieben ist, taucht sie am Ende als Krönung seines Buches wieder auf. Mit einer bewundernswerten Geste der Aufrichtigkeit bekennt Peukert, dass er „sich an die letzte Wurzel des Problems der Finanzmärkte bisher nicht herantraute: Wie kann ein Wirtschaftssystem überleben, das angesichts positiver Zinssätze und mit Vermögenswerten, die Rendite abwerfen sollen, was letztlich nur durch Erlöse aus der Realsphäre geleistet werden kann, ein System also, das auf Wachstum angelegt ist, mit den Erfordernissen der Ökosphäre harmonieren, die stetiges Wachstum nicht mehr verträgt? ... Die entscheidende Zukunftsfrage der Finanzmärkte lautet: Wie kann man auf Dauer ein solides Finanzsystem konstruieren, das nicht eigendynamisch durch den (Zinses)Zins auf ständige Expansion angelegt ist?“ (S. 500-510 sowie auf der Seite 2 im vorliegenden Heft)

Diese Fragen im wirtschaftswissenschaftlichen Raum überhaupt zu stellen, ist – unabhängig davon, wie sie in Zukunft beantwortet werden – ein geradezu sensationelles Ereignis. Sein Buch hat Helge Peukert übrigens Jürgen Backhaus gewidmet, einem Ökonomen, der in zahlreichen Veröffentlichungen die Erinnerung an den nordamerikanischen Bodenreformer Henry George wach gehalten hat. Eine rechtzeitige Verwirklichung von dessen „Single Tax“ hätte vielleicht dazu beitragen können, die Subprime-Immobilienkrise gar nicht erst entstehen zu lassen.

*Werner Onken*

### ■ Elmar Altvater Der große Krach oder die Jahrhundertkrise von Wirtschaft und Finanzen, von Politik und Natur

Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2010. 261 Seiten.

Der drastische Titel weist bereits darauf hin: Hier geht es nicht um die Finanzkrise als singuläres Politikversagen oder als Höhepunkt einer zyklischen Konjunkturkrise. Elmar Altvater denkt die Krise der Finanzen, der „Realwirtschaft“ und des gesellschaftlichen Naturverhältnisses zusammen als „schwerste Krise“ in der Geschichte des Kapitalis-

mus. Die sich abzeichnenden ökologischen und sozialen Grenzen der Kapitalakkumulation machten einen „Kippunkt“ des ganzen Systems „nicht unwahrscheinlich“.

Altvater interpretiert die Herausbildung der liberalisierten Finanzmärkte seit Ende der 1970er Jahre als Fortsetzung des Entbettungsprozesses einer profitorientierten Wirtschaft, der Ablösung von ihrer gesellschaftlichen und natürlichen Basis. Die „Autopoiesis“ der Finanzmärkte, deren Gewinnerwartungen sich selbstreferentiell von den in der Realwirtschaft noch möglichen Profiten losgelöst haben, bedeute im Umkehrschluss aber nicht, dass die Finanzmärkte keinen Einfluss auf Wirtschaft und Natur haben. Altvater zeichnet nach, wie die Profiterwartungen der Finanzmärkte für eine Umverteilung nach oben und gesteigertes Wachstum mit der Folge beschleunigter Ausbeutung natürlicher Ressourcen sorgen.

Doch letztlich begrenzen, so Altvater mit Marx, die sozialen Verhältnisse und die natürlichen Grenzen die Wachstumsraten der Realwirtschaft und damit auch die auf den Finanzmärkten erzielbaren Profite und Zinsen. Damit relativiert er den von Keynes genau umgekehrt beschriebenen Vorgang der „harten Budgetrestriktion“ des Geldes: Hohe Zinsen förderten Wachstum, da sie für eine Begrenzung der Löhne und für Effizienz in der Produktion sorgen, zu Innovationen, Investitionen und Kapitalakkumulation führen. Keynes habe Recht, der Kapitalismus sei schon immer „finanzmarktgetrieben“ gewesen. Allerdings können zu hohe Zinsen, eine „Überdosis Aufputzmittel“, die Wirtschaft auch strangulieren.

Die sozialen und ökologischen Grenzen des Wachstums zeigten sich im tendenziellen Fall der Profitrate, der unausweichlichen Krise der Kapitalakkumulation. Profit könne, so Altvater in Anlehnung an Marx, nur durch die lebendige Arbeit entstehen und deren Anteil nehme mit dem Anstieg der Kapitalintensität durch die ständige Umwälzung der Produktion ab. Altvater sieht, wie Marx, jedoch hierin kein ehernes Gesetz, sondern einen Vorgang, der durch Tendenzen und Gegentendenzen relativiert werden könne. Soziale Bewegungen sorgten für höhere Löhne, ökologische für höhere Umweltauflagen und unterstützten damit den Fall der Profitrate. Zu den die Profite begünsti-

genden Gegentendenzen zählt er den Wechsel zum Shareholder Value Management, aber auch den von der Ökologiebewegung propagierten Verzichtsdiskurs, der das Kapital von den Kosten der Internationalisierung externer ökologischer Belastungen entlastete. Wenn dies alles nicht reiche, müsste Kapital eben entwertet werden, damit sich danach die Profitrate wieder erholen könne. Altvater betont dabei den „Doppelcharakter“ kapitalistischer Wirtschaft, die Tausch- und Gebrauchswerte schaffe. Folglich gehörte zur Krisenreparatur nicht nur die Entsorgung von Wertpapieren in bad banks, sondern auch die physische Verschrottung gebrauchsfähiger Autos im Rahmen der „Umweltprämie“. Letztlich sei aber der Fall der Profitrate nicht aufzuhalten.

Auch die Finanzmärkte generierten Profite nur solange, wie immer wieder neue Schuldner gefunden würden, die für einen beständigen Geldstrom zu den Vermögensbesitzern sorgten. Diese bräuchten Schuldner, seien es Unternehmen, Konsumenten oder Staaten. Die Geschichte der liberalisierten Finanzmärkte beschreibt Altvater als ständige Suche nach neuen Schuldnern: In den 1980ern kam es zur Schuldenkrise der Drittweltländer, es folgte der Kollaps der hoch verschuldeten östlichen Planwirtschaften. Weiter ging es in den 1990ern mit Schwellenländern (Mexiko, Asienkrise), bevor die Finanzmarktkrise die kapitalistischen Kernländer erreichte: Der dot.com-Krise 2000 folgte die Konsumentenkreditkrise in den USA 2007 sowie die Bankenkrise 2008. Der vorerst letzte Schuldneraustausch vollzog sich mit der Übernahme der Bankenschulden durch Staaten. Fortsetzung folgt.

Die Alternative liege nicht in der Reparatur, auch nicht in der Reform, etwa einem Green New Deal. Der „grüne ebenso wie der schwarze fossile Kapitalismus“ bleibe „auf Wachstum angewiesen“ (S.237) und das sei auf der Erde begrenzt. Zentral ist für Altvater die Abschaffung des Profits: „No growth“ übersetze sich in „no profit“ (S.242). Eine nachhaltige Wirtschaft bedeute das Verschwinden der „Dynamik aus der kapitalistischen Gesellschaft: das Profitprinzip und die harte Budgetrestriktion des Geldes“ (S.242). Der Zins könne aber nicht isoliert abgeschafft werden: „Den Zins gibt es nicht ohne den Profit“ (ebd.).

Altwater nennt den nötigen Wechsel von „neoliberal und keynesianisch“ zu „solar und solidarisch“ (S.246) einen „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“. Dieser stelle die sozial-ökologische Frage ins Zentrum und mache sie zum Ausgangspunkt der Erkundung der „terra incognita“. Die Lösung sei nicht zentrale Planung, auch nicht mittels Vernetzung durch Kommunikations- und Informationstechnologie. Eine „perfect computation“ ersetze nicht die „perfect competition“ (S.243). Planung könne nur Rahmenplanung sein. Der Markt müsse auch weiterhin genutzt werden, um „individuelle Befriedigung von Bedürfnissen in angemessener Zeit mit der notwendigen Flexibilität zu ermöglichen“ (ebd.).

Es gehe um die „Anpassung der „sozialen Formation des Kapitalismus“ (S.246) an eine solare Ökonomie. Dazu gehören die Wiederauegung öffentlicher Räume, die Korrektur der Einkommensverteilung durch den Staat, mehr ökonomische Partizipation, die Förderung von Genossenschaften, die Kontrolle von Kredit etc. Der Kapitalismus ändere damit seine Form. Er wäre „staatsgetrieben“, nicht im Interesse von Banken, sondern von sozialen Bewegungen und Bürgern in „öffentlichen Räumen demokratischer Partizipation“ (S.247).

Die Stärke des Buches liegt in der mit knackigen Formulierungen und Wortspielen spannend und überzeugend dargelegten Analyse der dreifachen Krise, die zugleich einen Überblick über Funktionsweise und Historie der Finanz- und Währungsmärkte liefert. Die Alternative einer solidarischen Ökonomie ohne Profit und Wachstum erscheint demgegenüber nur cursorisch. Nicht deutlich wird, warum Profit in jedem Falle inkompatibel mit einer Postwachstumsökonomie ist. Zins ist ohne Profit nicht realisierbar, aber führt Profit auch immer zu Zins und zu volkswirtschaftlichen Wachstum? Etwas unklar bleibt auch die Differenz der Alternativskizze zu Reformvorschlägen, etwa einem wachstumskritischen sozialen Green New Deal, die an anderer Stelle als inkompatibel mit dem Kapitalismus abgelehnt werden.

*Ulrich Schachtschneider*

## ■ Arndt Neumann Kleine geile Firmen

Hamburg: Edition Nautilus, 2008. 93 Seiten.

Das kleine Büchlein über die kleinen Firmen – knapp 80 Seiten Text, dazu ausführliche Quellenangaben – stützt sich auf Quellen der alternativen Szene der 1970er Jahre sowie spätere Selbstreflexionen der Beteiligten. Leitender Gedanke ist die Frage: Hat die Alternativbewegung der ausgehenden 1960er Jahre mit ihrem Streben nach Autonomie der neoliberalen Unternehmensführung den Weg geebnet?

Um diese Frage beantworten zu können, zeichnet Arndt Neumann die Facetten dieses Strebens nach Autonomie nach. „Ein anderes Leben jetzt“, „Aufhebung der Arbeitsteilung“ als Mittel zur Aufhebung der entfremdeten Arbeit, „Selbstverwirklichung in der Arbeit“ (S.8,20,22) waren Forderungen bzw. Zielvorstellungen der Alternativbewegung. Diese zutiefst menschlichen Bestrebungen werden als Verweigerung gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen nun nicht mehr nur in den Nischen der „Boheme“ (S.8f), sondern in zahlenmäßig weit größerem Umfang gelebt. „Die gegenkulturellen Selbsttechniken ... ließen Disziplin, Unterordnung und Anpassung hinter sich.“ (S.27) Für kurze Zeit habe Ende der 1960er Jahre eine Politisierung dieser Gegenkultur stattgefunden. Dies zeigte sich daran, dass die Systemveränderung auch das Ziel dieser Gegenkultur wurde. Die individuelle „Nischenfindung“ verlor somit zugunsten einer radikalen, allgemeinen Transformierung des Systems an Bedeutung. Der spektakulärste Ausdruck dieser Politisierung war 1967 die Gründung der Kommune I in Berlin. (S.11) Doch die Verbindung von gegenkulturellen Experimenten und politischem Radikalismus dauerte nur kurz. In den verschiedenen K-Gruppen wurde revolutionäre Disziplin verlangt. Den Experimenten mit kollektiven Lebensformen wurde nur noch geringe Bedeutung beigemessen. (S.11)

Gegen Ende der 1970er Jahr änderte sich dies wieder: Selbsterfahrungsgruppen, die Frauenbewegung und die „antiautoritäre Revolte“ der Sponstis zogen die Gründung zahlreicher Alternativprojekte nach sich. „Durch das Leben und Arbeiten im Kollektiv sollten die Voraussetzungen für eine

sozialistische Gesellschaft geschaffen werden.“ (S.12) Der Titel einer seit 1975 erscheinenden Zeitschrift ist Programm: „Autonomie – Materialien gegen die Fabrikgesellschaft“. (S.13) Dabei verweist „das Wort Fabrik auf fremdbestimmte und sinnentleerte Arbeit im Allgemeinen.“ (S.22) Die Alternativprojekte spüren schnell die ökonomischen Zwänge, die eng mit der jeweiligen finanziellen Situation zusammen hängen. In Folge ähnelte die Arbeitsorganisation zunehmend der der „Fabrikgesellschaft“, die doch gerade zurecht kritisiert wurde. „Da es der Alternativbewegung entgegen des eigenen Anspruchs noch nicht einmal ansatzweise gelang, die kapitalistische Eigentumsordnung zu verändern, waren die einzelnen Kollektive gezwungen, auf dem Markt mit konventionellen Unternehmen zu konkurrieren.“ (S.29) Nach Meinung der Rezensentin wird hier auch anhand der verwendeten Begriffe deutlich, dass diese Kritik der Fabrikgesellschaft auf der Sachebene bleibt. Sie sieht den Kapitalismus nicht als monetäres Syndrom (Dieter Suhr). Der Druck, den auch die alternativen Projekte spüren, wird als Folge des Marktmechanismus gesehen. Die Rolle, die unser gewohntes Geld dabei spielt, wird nicht als wesentlich erkannt. Gleichwohl wird immer wieder deutlich, dass dieser Druck von finanziellen Gegebenheiten ausgeht. Selbstverständlich unterliegen die Alternativprojekte auch dem Druck zur Rationalisierung, also dem Einsatz von mehr Maschinen. Dass sich dieser Rationalisierungsdruck durch die Kreditaufnahme in einen (Kapital-)Kostendruck umwandelt, wird zwar gespürt, aber daraus werden keine Schlüsse die monetäre Systematik betreffend gezogen. Dem entsprechend können nur letztendlich aussichtslose „betriebswirtschaftliche“ Konsequenzen gezogen werden: „Durch Gruppenarbeit und durch die Übernahme von unternehmerischer Verantwortung sollte die Voraussetzung für eine größere Leistungsbereitschaft geschaffen werden.“ (S.37)

Die Schleyer-Entführung und der „Deutsche Herbst“ 1977 verstärkten den Wunsch, der „Repression und Totalität“ (S.41) durch überregionale Strukturen und Diskussionszusammenhänge etwas entgegen zu setzen, um so die um sich greifende Resignation zurückzudrängen und dem ungeborenen vorhandenen Bedürfnis nach Utopie,

nach anders leben und arbeiten Ausdruck zu geben. Das Ergebnis war der Tunix-Kongress 1978 in der TU Berlin, an dem auch der sozialdemokratische Berliner Wissenschaftssenator Peter Glotz teilnahm. Sein Auftreten wird als Akzeptanz (s)einer „Theorie der zwei Kulturen“ und Ausdruck der Niederlage der revolutionären Linken angesehen. (S.47) „Was mit dem Tunix-Kongress und der Tageszeitung begonnen hatte, setzte sich mit den Grünen und dem „Netzwerk“ fort. Wahlbeteiligung und Spendensammlung traten an die Stelle des außerparlamentarischen Kampfes gegen den Staat und der unmittelbaren Aneignung des gesellschaftlichen Reichtums.“ (S.50) Doch resultierte auch hieraus nicht die Vereinbarkeit der Utopie – Durchsetzung von repressionsfreien Arbeits- und Lebenszusammenhängen – mit den Zwängen der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse. „Die westdeutsche linke Bewegung war sich der lebenszerstörerischen Wirkung des Geldes bewusst.... Es galt zum einen, das Geld abzuschaffen und...“ (S.55) Eine Änderung des gewohnten Geldes wird nicht gedacht. Resigniert stellt der Autor fest: „Entscheidend ist, dass ... die Verknüpfung der gegenkulturellen Subjektivität mit der Perspektive einer sozialistischen Gesellschaft ... in den Hintergrund trat.“ (S.56)

Diese Resignation durchzieht den gesamten letzten Abschnitt, der sich in Teilen wie eine Abrechnung mit einem „Abtrünnigen“ liest, die Wandlung eines Mitbegründers der Sponti-Stadtzeitung „Pflasterstrand“ zum erfolgreichen Unternehmensberater. Und sie wird auch im Nachwort deutlich: „Innerhalb von wenigen Jahrzehnten ist Autonomie von einem Ausgangspunkt der Revolte zu einem Mittel der Ausbeutung geworden. ... Autonomie und Selbstbestimmung steht heute vor allem die unsichtbare und omnipotente Hand des Marktes gegenüber. Und gerade an diesem Punkt ist die Alternativbewegung gescheitert.“ (S.78-79)

Die präzise Analyse der Struktur des Geldsystems und die der grundsätzlich verschiedenen Rückkopplungen zwischen Angebot, Nachfrage und Preis auf den verschiedenen Märkten (Gütermärkte, Arbeitsmarkt, Finanzmärkte, Märkte für nichtvermehrte Naturressourcen) sind nach Meinung der Rezensentin notwendig, um daraus eine neue Handlungsfähigkeit der Alternativbewegung zu gewinnen.

nen. Diese Fragen werden in dem Büchlein jedoch nicht gestellt. Als ein möglicher „Schritt in Richtung Autonomie der Arbeit“ (S.79) wird das bedingungslose Grundeinkommen erwähnt, das bereits Ende der 1970er Jahre in der Zeitschrift „Autonomie“ genannt worden sei, damals aber wieder aus dem Blick geriet. Der Wert des Büchleins könnte darin liegen, dass die Entstehung der Alternativbewegung und ihre Bezüge zur studentischen Revolte der 68er Jahre anhand von Originaldokumenten wieder lebendig werden.

*Alwine Schreiber-Martens*

### ■ Elisabeth Voss Wegweiser Solidarische Ökonomie

Neu-Ulm: AG SPAK Bücher, 2010. 86 Seiten.

Das Ziel dieses Büchleins ist es, „Ansätze, die konkreten Lebensbedingungen hier und jetzt zu verbessern“ (S.9) darzustellen. Mit sympathischer Deutlichkeit betont Elisabeth Voss, Vorstandsmitglied des Unternehmensverbandes „NETZ für Selbstverwaltung und Selbstorganisation“ und Redakteurin der „Contraste – Monatszeitung für Selbstorganisation“, sie wolle alle Versuche anderen Wirtschaftens ernst nehmen. Sie sieht in der Vielfalt der Ansätze einen großen Reichtum. (S.11)

Zunächst erscheint eine Begriffsdefinition notwendig, doch auch hier gibt es viele Sichtweisen. Die Autorin präzisiert: „Solidarische Ökonomien folgen einer Rationalität der Gegenseitigkeit.“ Es geht „um die Menschen und ihre Bedürfnisse.“ (S. 14-15) Es geht nicht um Selbstlosigkeit, sondern durchaus auch um den eigenen Vorteil, der auf längere Sicht nur gemeinsam mit anderen erreichbar ist. (S.15) Die Nähe zum Genossenschaftsgedanken ist damit deutlich. Der Gewinn hat dem Nutzen der Menschen zu dienen, er muss das Sprudeln der Quelle des Wohlstandes der Menschen ermöglichen: Dies ist die menschliche Arbeit. „Die lokale Ebene spielt als Basis der Produktion und Verteilung in Solidarischen Ökonomien häufig eine wesentliche Rolle. ... Jedoch ist lokales wirtschaftliches Handeln ... eingebunden in globale Denkweisen ... und bezieht globale soziale und ökologische Aspekte ein.“ (S.19)

Es folgt ein kurzer Blick auf die geschichtliche Entwicklung solidarischen Wirtschaftens in Deutsch-

land. Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden genossenschaftlich verfasste Unternehmen für die Versorgung mit Lebensnotwendigem: Güter, Wohnraum, Kredit, um nur die wichtigsten Bereiche zu nennen. Die Wurzeln liegen auch in der Arbeiterbewegung. Die Form der Gemeinwirtschaft, die sich in enger Verbindung mit der Gewerkschaftsbewegung (Neue Heimat, Bank für Gemeinwirtschaft) herausgebildet hat, entwickelte aber zunehmend zentralistische bürokratische Strukturen. Insofern kann sie nicht mehr ohne weiteres dem heutigen Konzept Solidarischer Ökonomie zugeordnet werden. Die Alternativbewegung der 1970er Jahre führte dagegen zur Gründung sehr vieler Betriebe, die sich diesem Konzept zugehörig fühlen, in ganz unterschiedlichen Bereichen. Dazu gehören auch die Erfahrungen von gemeinsamem politischen Widerstand und der Realisierung eines gemeinsamen selbstbestimmten Lebens, wie es für kurze Zeit etwa in der „Republik freies Wendland“ möglich wurde. (S.21) Nach 1989 verlor diese Bewegung zunächst an Strahlkraft, aber mit zunehmender struktureller Arbeitslosigkeit wurden vermehrt Projekte wirtschaftlicher Selbsthilfe gegründet. Sie haben unter der Bezeichnung „Solidarische Ökonomie“ in Deutschland inzwischen einen erstaunlichen Bekanntheitsgrad erreicht. (S.24)

Im folgenden Hauptteil des Bändchens werden dann Praxisbeispiele aus unterschiedlichen Gebieten aufgeführt. Das Inhaltsverzeichnis strukturiert diesen Überblick: Anders Arbeiten, anders Wohnen; Frauenbetriebe und -projekte; Was Menschen zum Leben brauchen; Gartenbau, Landwirtschaft und Ernährung; Genossenschaften. Ganz offenbar haben die genannten Schwerpunkte Überschneidungen, und es existieren unterschiedliche Querverbindungen. Unter der Überschrift „Wer erklärt die Welt“ finden sich Hinweise zu akademischen und sonstigen wissenschaftlichen Forschungsschwerpunkten. Ein Verweis auf die Postwachstumsökonomie hätte hier gut gepasst. Der Abschnitt „Medien“ bietet eine Sammlung von Zeitungen und Zeitschriften, Archiven und Verlagen sowie unter „Soziokultur“ Hinweise auf Theater und weitere Kunstprojekte. Im Abschnitt „Solidarisch Wirtschaften mit und ohne Geld“ werden zum einen ein anderer Umgang mit unserem gewohnten Geld

und zugehörige Finanzinstitute wie auch das Mikrokreditwesen und Stiftungen erwähnt, zum anderen Tauschringe und Regionalwährungen und zum dritten auch die „Umsonstökonomie“ und freie Kooperationen. In diesem gesamten Abschnitt spiegelt sich eine Unterschätzung der Rolle des Geldes, wie wir es kennen, im heutigen Wirtschaften und eine Überschätzung der Alternativansätze für Wirtschaften ohne Geld wieder. Die Autorin sieht in der Eigenschaft der Regionalwährungen, selbst ohne expliziten Umlaufantrieb, vor allem auch stetig (über das regionale hinaus) umzulaufen, kein wesentliches Merkmal im Unterschied zu unserem gewohnten Geld.

Der Darstellung von „Vernetzungszusammenhängen, Verbänden und Unterstützungsstrukturen“ ist ein weiterer Abschnitt gewidmet. Hier werden die vielfältigen Querverbindungen, auch über die Landesgrenzen hinaus, erneut deutlich. Unter der Überschrift „Eine Welt“ wird auch die Veränderung der Zielrichtung in vielen klassischen „Entwicklungshilfeorganisationen“ genannt: Es geht darum, „nicht in erster Linie Hunger (zu) stillen, sondern den Ursachen von Hunger an den Kragen (zu) gehen“. (S.74) Daher müssen wirksame Änderungen auch in den Ländern des Nordens der Welt ansetzen. Abschließend werden im „Blick über die Grenzen“ eher genossenschaftlich strukturierte Organisationen in den Ländern Europas und dann weltweit dargestellt. Auch die Wirkung der Entwicklungen mit Ausgangspunkt insbesondere in Lateinamerika – Stichwort Sozialforum in Porto Alegre – wird gewürdigt. Im „Ausblick“ unterstreicht Elisabeth Voss zusammenfassend die Vielfalt des Begriffs „Solidarische Ökonomie“: Es geht um soziale Auseinandersetzungen im Weltmaßstab, wenn Menschen die weltweite Abkommen wie GATS, TRIPS nicht (mehr) einfach akzeptieren. Es geht um Handlungsfelder im Rahmen von Staaten, wenn soziale Proteste Unterstützung bei ganz unterschiedlichen Akteuren (z.B. Kirchen, Medien, politischen Parteien, im Staatsapparat oder Wissenschaftsbetrieb) finden. Und es geht darum, neben Selbsthilfe auch Hilfe zur Selbsthilfe zu geben, in unterschiedlichster Weise. Im weitesten Sinn ist es die Suche nach dem „guten Leben“ in Abgrenzung zum materiellen Reichtum, hier ist zu guter Letzt noch die französische Bewegung

der „Decroissance“ (wörtlich: „Abnahme“) und die von England ausgehende Transition-Town-Bewegung genannt. Beide sind der Postwachstumsökonomie eng verbunden. Den Schlusspunkt bildet ein Hinweis auf die Linkliste [www.solioeko.de/voss](http://www.solioeko.de/voss) und eine kurze Information zur Autorin.

Das kleine Büchlein gibt einen umfassenden, vielschichtigen, farbigen Überblick über weltweite, lokale, vernetzte Aktivitäten zur Begründung und Festigung eines Lebensstils, der konstruktive Alternativen in der gegenwärtigen Krise aufzeigt.

*Alwine Schreiber-Martens*

### ■ Kollektiv Orangotango Solidarische Räume & kooperative Perspektiven

#### Praxis und Theorie in Lateinamerika und Europa

Neu-Ulm: AG SPAK, 2010. 272 Seiten.

Dieses dritte Buch über solidarisches Wirtschaften enthält eine bunte Sammlung verschiedenartiger Texte. Alle verbindet das starke Anliegen, Möglichkeiten von selbstbestimmtem, wirkmächtigem Denken und Handeln vorzustellen. Dies wird über räumliche (Deutschland, Spanien, Lateinamerika) und „Wohlstands-“ bzw. kulturelle und sprachliche Distanzen (Favela bzw. Comunidade in Rio de Janeiro, „La Makabra“ in Barcelona, Mietersyndikat in Freiburg) sowie „Merkmalsdifferenzen“ (praktisch eingreifende Projekte, Filme, nachdenkende Texte) hinweg versucht. Die Gliederung der Abschnitte „Solidarische Ökonomie“, „Von Häusern und denen, die drin wohnen“, „Fragend schreiten wir voran“, „Raus auf die Straße“, „Schlaraffenstadt“, „Film ab!“, „Kooperation zwischen hier & da“, „Vor- und Nachdenken“, „Nachschlag“ ist einmal in linearer Reihenfolge als Inhaltsverzeichnis, dann als Landkarte mit Punkten und schließlich als netzförmige Grafik mit Querverweisen dargestellt. Das kennzeichnet das Motiv, altbekannte Einschränkungen aufzulösen: „Wir brauchen uns erst gar nicht einen geradlinigen Weg vorzustellen, den gibt es schlicht nicht.“ (S.101) Dementsprechend schwierig oder vielleicht unmöglich ist eine Rezension im üblichen Sinn: Kurzdarstellung des Inhalts, Bewertung, Empfehlung.

Eine wichtige Rolle spielen die Begriffe Kooperation und Konkurrenz. Nur einige Beispiele für die

Nennung des Begriffs „Kooperation“ seien aufgezählt: Informalität und Kooperativismus in Lateinamerika (S.36), Kooperativismus und soziale Kämpfe in der Stadt – Überlegungen zur Obdachlosenbewegung im Zentrum Rio de Janeiros (S.90), die kapitalismusimmanente Casting-Linke, eine kurze Polemik über Kooperationsmöglichkeiten kapitalismuskritischer Gruppen in Tübingen (S.123), Alles für Alle! Kooperation und Solidarität im Straßenprotest der Tübinger Mayday (S.131), die Prinzipien Konkurrenz und Kooperation (S.211). Auch die Grafik „Solidarökonomische Projekte in Stuttgart und der Region“ (S.69) zeigt die Bedeutung und Vielfalt der Mischung und Überschneidung von Kooperation, Solidarität und Konkurrenz. Insbesondere im Abschnitt „Schlaraffenstadt“ wird die ökologische Seite vieler Projekte deutlich. Die Nähe zu Konzepten wie Urban Gardening, Transition Towns, Postwachstumsökonomie ist offensichtlich. Neben vielen erfrischend lebendigen Texten, die Anstrengung, Hartnäckigkeit und Kreativität in konkreten Projekten zeigen, gibt es auch Beschreibungen von eher zähem, wenn nicht erfolglosem Bemühen: „Der Traum, dass aus dem Projekt ein langfristiger gemeinsamer Zusammenhang entsteht, ist am Ende sicher nicht nur an fehlenden Finanzierungsmöglichkeiten gescheitert.“ (CBB-Intercambio; Austauschprojekt zwischen Jugendlichen aus Brasilien, Deutschland und Uruguay, S.204).

Bedauerliche Randerscheinung in einem anderen Text (S.86) ist das Zitieren von Elmar Altvaters Text aus dem Jahr 2004, in dem der damals gegen Attac erhobene Antisemitismusvorwurf an die Geldreformbewegung weitergereicht wurde („Eine andere Welt mit anderem Geld?“ in: Wissenschaftlicher Beirat von Attac-Deutschland (Hg.), Globalisierungskritik und Antisemitismus – Zur Antisemitismuskritik in Attac (Reader Nr. 3, Frankfurt/M. 2004). Diese Debatte verdient mehr Sorgfalt als das beiläufige Anheften stigmatisierender Begriffe. Die friedfertige Konkurrenz verschiedener Konzepte, die sich durchaus zu Kooperation entwickeln kann, wird so unnötig erschwert. „Um die gravierenden sozialen, ökologischen, politischen und ökonomischen Probleme der Menschheit zu lösen, sollten wir uns (wieder) stärker als soziale Wesen wahrnehmen und solidarisch mit unseren Mitmenschen auf globaler Ebene kooperie-

ren – dabei aber ebenso die Konkurrenz als aggressive Verhaltensform dort akzeptieren, wo sie das menschliche Dasein auf schöpferische Weise verbessern kann!“ (Die Prinzipien Konkurrenz und Kooperation, S.217). Dieser Appell an uns alle verbindet wie ein inneres Band alle Beiträge dieses Buches. Sie ermuntern zu ähnlichen Aktivitäten, ohne doch in konfrontativen Aktivismus zu verfallen und ohne in die Falle der Resignation zu tappen angesichts der Kleinheit eigener Anstrengungen und der Größe der genannten vielseitig verschränkten Probleme. *Alwine Schreiber-Martens*

### ■ Christian Felber Gemeinwohl-Ökonomie – Das Wirtschaftsmodell der Zukunft

Wien: Deuticke Verlag, 2010. 159 Seiten.

Mit seinem Vorschlag einer Gemeinwohl-Ökonomie will Christian Felber, den manche als österreichischen Attac-Veteranen kennen, die zwei aus seiner Sicht wichtigsten Grundübel des Kapitalismus ausmerzen, nämlich Gewinnstreben und Konkurrenzorientierung. Deren Kombination als Wertorientierung der freien Marktwirtschaft befördere „Egoismus, Gier, Geiz, Neid, Rücksichtslosigkeit und Verantwortungslosigkeit“ (S.10), was sich im Widerspruch zu jenen Werten befinde, die ansonsten den „Leitstern des Alltags“ bilden würden, nämlich „Vertrauen, Kooperation, Teilen“. (ebenda) Zwecks Beseitigung dieses „heillosen Widerspruchs“ entwickelt Felber einen normativen Gesellschaftsentwurf, der minutiös alle – nicht nur die originär ökonomischen – Entscheidungsebenen durchdekliniert, denen entsprechende Umgestaltungsvorschläge zugeordnet werden.

Durch eine „Umpolung des Anreizrahmens“ soll „allen Unternehmen ein neues Ziel vorgegeben“ werden, nämlich der „Beitrag zum Gemeinwohl“ (S.24). Dessen Inhalt sei von einem direkt gewählten Wirtschaftskonvent festzulegen. Die neu definierte Erfolgsgröße sollen Unternehmen im Rahmen von „Gemeinwohlbilanzen“ offen legen, nämlich bezogen auf die relevanten „Berühungsgruppen“ und anhand der Kriterien „Menschenwürde“, „Vertrauen“, „Solidarität“, „ökologische Nachhaltigkeit“, „soziale Gerechtigkeit“ sowie „demokratische Mitbestimmung“ (S.32f.), die sich von je-

nen des Corporate Social Responsibility-Diskurses nicht unterscheiden. Basierend darauf werden „Gemeinwohlpunkte“ vergeben. Um deren Maximierung anzureizen, kommen den Unternehmen in Abhängig vom Punktestand Förderinstrumente zugeute, die nicht näher konkretisiert werden, aber unter anderem in Steuervergünstigungen, günstigen Krediten und niedrigen Zolltarifen bestehen sollen – also sich letztlich doch als finanzielle Vorteile ausdrücken.

Um nun einerseits dennoch Gewinne zu erlauben, jedoch andererseits ein „Überschießen in den Kapitalismus“ zu verhindern, schlägt der Verfasser verschiedene Vorkehrungen vor. Dazu zählen harsche Regulierungen im Hinblick auf erlaubte und nicht erlaubte Gewinnverwendungen. Weiterhin zeichnet sich die Gemeinwohl-Ökonomie durch konkrete Obergrenzen für Löhne, Einkommen, Erbschaften etc. und eine nicht minder strikte Investitionslenkung aus.

Ein weiteres Kernstück bildet die „demokratische Bank“. Sie ist nicht nur vollständig basisdemokratisch kontrolliert und Felbers Vorstellungen von Gemeinwohl verpflichtet, sondern ersetzt vollständig die bisherigen Finanzmärkte. (S.52) eingeführt werden soll unter anderem eine „Komplementärwährung auf überregionaler oder internationaler Ebene“ (S.60) im Sinne von Keynes. Auch lokales Regiogeld will der Verfasser zulassen. Eine Beschränkung der Geldschöpfung, die fortan allein der Zentralbank obliegt, wird durch die Anwendung des Vollgeldansatzes von Huber und Robertson sichergestellt. Kredit- und Sparzinsen werden abgeschafft. Kreditnehmer bezahlen eine „Kreditgebühr, die so bemessen ist, dass die Bank ihre Kosten deckt und den SparerInnen die Inflation ausgleicht“ (S.55). Durch seine Begründung dieser und weiterer Maßnahmen gibt der Verfasser zu erkennen, dass er einen Zusammenhang zwischen Zinshöhe und Wachstumszwang sieht. Letzteren will er ausschalten.

Obendrein versucht sich Felber als Ratgeber für eine „Erziehung zu neuen Werten“ (S.87) sowie für eine grundlegende Umgestaltung des politischen Systems. Ihm schwebt eine „dreistufige direkte Demokratie“ (S.97) vor. Schließlich werden Beispiele und Vorbilder für bereits am Gemeinwohl orientierte Unternehmen aufgelistet und stra-

tegische Umsetzungsschritte entwickelt.

An diesem Buch werden sich die Geister scheiden. Auffällig sind viele Widersprüche, Ungereimtheiten, anfechtbare Behauptungen und zirkuläre Kausalitäten. Auch die Frage, inwieweit das in Felbers Modell versprochene Einkommensniveau – immerhin wird ein Mindestlohn von 1250 Euro pro Monat und ein zulässiges Maximaleinkommen vom 20fachen dieses Wertes vorgeschlagen (S.80) – auch nur annähernd mit einer Einhaltung ökologischer Grenzen vereinbar ist, wird nicht gestellt. Dem Verfasser scheint es eher um eine an reinen Demokratie- und Gerechtigkeitsfragen ausgerichtete Neufassung des althergebrachten Wohlstandsmodells zu gehen. Andernfalls könnte er sich nicht damit begnügen, allein jene Probleme zu therapieren, die er einer zu überwindenden Konkurrenz- und Gewinnorientierung anlastet. Ein außer Kontrolle geratener Konsum- und Mobilitätsstil lässt sich aus verschiedenen Gründen nicht dadurch einhegen, dass die Unternehmenswelt auf ein wie auch immer geartetes Gemeinwohl verpflichtet wird. Ökologische Verantwortungslosigkeit auf individueller Ebene bei gleichzeitigem, nämlich zusätzlichem Engagement für ein soziales Gemeinwohl schließen sich bekanntlich nicht aus.

Nicht nur diese konzeptionelle Leerstelle, sondern die explizit aufgeführten Gemeinwohlkriterien, Unternehmensbeispiele sowie eine mehr oder weniger auf technischer Entkopplung basierende Auffassung von Umweltschutz zeigen deutlich: Felbers Modell ist nicht vor dem traditionellen Fehler politisch links orientierter Gesellschaftsentwürfe gefeit, nämlich erstens eine gerechte(re) Verteilung von Wohlstand sowie materieller Freiheit auf dem Rücken der Ökologie auszutragen und zweitens die Rolle individueller Verantwortung – zumal in prosperierenden Konsumgesellschaften – unter einer Lawine vermeintlicher Systemzwänge zu verschütten. Dieser Mangel ließe sich nur durch eine klare ökologische Rahmensetzung auf individueller Ebene (z.B. 2,7 Tonnen CO<sub>2</sub> pro Jahr) beseitigen.

Sieht man von all dem ab, bietet Felbers Buch eine umfassende Vision von Ökonomie und Gesellschaft, die unbedingt diskussionswürdig ist und deren anregende Lektüre durchaus empfohlen werden kann.

*Niko Paech*

■ **David R. Montgomery**  
**Dreck - Warum unsere Zivilisation den Boden unter den Füßen verliert**

München: oekom verlag, 2010, 347 Seiten.

„Vernichtet eine Nation ihre Böden, vernichtet sie sich selbst“ – mit den Worten Franklin D. Roosevelts eröffnet Montgomery eines der Schlusskapitel des Buches „Dreck – Warum unsere Zivilisation den Boden unter den Füßen verliert“, dessen englisches Original unter dem Titel „Dirt: The Erosion of Civilizations“ erschien. Das Zitat bildet gleichsam das Credo des Buches, das dem Leser umfassend näher bringt, wie sich bodenzerstörende Mechanismen insbesondere der Landwirtschaft zu einem der gravierendsten Probleme unserer Zivilisation entwickeln.

Ein thematischer Schwerpunkt liegt auf den oft starren und beharrlichen Strukturen einer immer stärker von der Agrarindustrie abhängigen Landwirtschaft. Eine Landwirtschaft, die mit wachsendem Chemie- und Maschineneinsatz auf immer kleiner und unfruchtbarer werdenden Flächen eine wachsende Weltbevölkerung zu ernähren hat und dabei an die äußersten Grenzen der Bodenleistungsfähigkeit stößt.

Zur Verdeutlichung der Entwicklung bedient sich Montgomery zahlreicher Beispiele der Menschheitsgeschichte. Imperien, die aus intensiver Landwirtschaft und daraus entstandenum Wohlstand hervorgingen, sind nicht zuletzt an der dadurch ausgelösten Bodendegradation wieder zerfallen. Neben den alten Griechen und Römern ereilte dieses Schicksal auch viele Hochkulturen Mittel- und Südamerikas sowie zahlreiche weitere Zivilisationen.

Montgomery liefert Belege aus vielen Epochen seit den Anfängen der Landwirtschaft sowie aus beinahe allen Regionen der Welt und zeigt, dass sich die Prozesse sehr stark ähneln. Zunächst kann durch intensivierete landwirtschaftliche Verfahren – oft auch auf Kosten der Arbeitskraft von Sklaven – ein hohes Maß an Wohlstand erreicht werden. Danach wachsen sowohl Bevölkerung als auch Begehrlichkeiten nach luxuriöseren landwirtschaftlichen Produkten. Dies wiederum zwingt zur weiteren Intensivierung der Bodenbewirtschaftung – oft ohne Rücksicht auf regionale Gegebenheiten.

Die Folgen sind Erosion und ein Rückgang der Produktion. Eine zwischenzeitliche Ausweitung landwirtschaftlich nutzbarer Territorien durch Migration, Kolonialismus oder Technologie konnte den Zusammenbruch des Systems verlangsamen oder bisweilen verhindern. Jedoch ist der Punkt, an dem die Gesellschaft durch fortschreitendes Bevölkerungswachstum und gleichzeitigen Rückgang der Bodenfruchtbarkeit, nicht mehr für die Ernährung ihrer Bürger sorgen kann, irgendwann dennoch erreicht.

Diesen Standpunkt verdeutlicht der Autor im Kapitel „Inselerfahrungen“, das er mit den Worten des Geologen Thomas C. Chamberlain einleitet: „Das Ende unserer Böden wird unser eigenes Ende sein – es sei denn, wir finden eine Möglichkeit uns von nacktem Gestein zu ernähren.“ Als eindringlichstes Beispiel dafür, was mit Zivilisationen geschieht, die sich ihrer Böden als Lebensgrundlage berauben, führt er den Untergang pazifischer Inselkulturen an. So konnte man dem Boden der Osterinseln, deren berühmte Statuen heute noch von einstigem Wohlstand zeugen, nach jahrzehntelangem Raubbau nicht mehr genug Nahrung abrufen. Isoliert begannen sich die Einwohner im Kampf um die letzten Nahrungsmittel im wahrsten Sinne des Wortes zu zerfleischen. Kannibalismus war in den letzten Tagen dieser Kultur bittere Realität. Da auch unsere globalisierte Gesellschaft beinahe alle fruchtbaren Gebiete bereits bewirtschaftet und die Nahrungsmittelreserven dennoch weniger werden, besteht die Gefahr, dass sich irgendwann die gesamte Zivilisation unseres Planeten in einer ähnlich aussichtslosen Situation wiederfindet.

Dem in Seattle als Professor für Geologie lehrenden Autor ist mit seinem Buch ein eindringliches Plädoyer für einen sorgsameren Umgang mit der kaum substituierbaren und sich nur langsam erneuernden Ressource Boden gelungen. In seinem 2008 mit dem Washington State Preis ausgezeichneten Buch stellt er nicht nur anhand zahlreicher historischer und aktueller Beispiele die Rute ins gesellschaftliche Fenster, sondern skizziert auch Lösungsvorschläge. Montgomery zeigt anschaulich, welche Methoden zur nachhaltigen Bodennutzung seit Beginn der Landwirtschaft entwickelt und zwischenzeitlich auch erfolgreich praktiziert wurden.

Er baut sein Buch thematisch konsequent auf und erklärt einleitend die geologischen, zeitlichen sowie chemisch-biologischen Komponenten der Bodenbildung. Damit unterstreicht er auch die Langwierigkeit der zu Grunde liegenden Prozesse. Danach beschreibt er, beginnend mit den ersten Formen sesshafter Landwirtschaft bis hin zu landwirtschaftlichen Großbetrieben der Gegenwart, den immer wiederkehrenden Prozess übermäßiger Bodenbeanspruchung und dessen regionale Konsequenzen. Sehr eindrucksvoll dargelegt sind auch die damals wie heute überaus engen Verflechtungen der Politik mit der Landwirtschaft sowie die daraus resultierenden Machtstrukturen.

Ergänzend zur landwirtschaftlich verursachten Bodenschädigung nennt Montgomery auch weitere Nutzungsformen, die eine bedeutende Konkurrenzposition zur Nahrungsproduktionsfunktion des Bodens einnehmen. Ausufernde Städte und das Land unter sich begrabende Verkehrsflächen sind raumordnerische Entwicklungen, die angesichts des schwindenden fruchtbaren Bodens einer dringenden gesellschaftlichen Neubewertung bedürfen.

Bei der Lektüre des Buches durchdringt einen zunächst Pessimismus, dass bei unverändertem Umgang mit dem fruchtbaren Boden dieser über kurz oder lang gemeinsam mit unserer Kultur verschwinden wird. Zu überzeugend belegt das Buch diesen Umstand geologisch, biologisch und vor allem historisch, als dass man ihn gedanklich beiseite schieben könnte. Die vor allem zum Schluss des Buches beschriebenen Lösungsansätze geben jedoch Anlass zur Hoffnung, dass wir zuletzt doch noch den Boden unter den Füßen behalten können – konsequente und rechtzeitige Umsetzung vorausgesetzt.

*Norbert Mundl*

■ **Hartmut Dieterich, Dirk Löh, Fabian Thiel, Stephan Tomerius (Hrsg.)**  
**Jahrbuch für Bodenpolitik 2008/2009 - Renaissance des Erbbaurechts**

Berlin: Verlag für Wissenschaft und Forschung, 2010. 170 Seiten.

Es ist sehr zu begrüßen, dass der um Fabian Thiel nunmehr erweiterte Herausgeberkreis die Jahrbuch-Reihe für Bodenpolitik mit diesem 3. Band fortsetzt und dafür ein Schwerpunktthema

gewählt hat. Der Rückblick auf 90 Jahre Erbbauverordnungsverordnung von 1919 war dafür ein einleuchtender Anlass, gerade weil dieses Instrument noch unzureichend genutzt wird. Dabei bietet es vielfältige Chancen. Weil der Boden im Eigentum des Erbbaurechtsgebers, z. B. der Kommune, bleibt, werden Wohnungsbau und Gewerbeansiedlung finanzschwächeren Investoren erleichtert. Was zunächst mehr dem Nutzer hilft, entwickelt sich längerfristig zur verlässlichen und ergiebigen Einnahmequelle der Kommune, insbesondere bei steigenden Bodenwerten und angepasstem Erbbauzins.

Diese und andere Vorteile des Erbbaurechts bekräftigen und erläutern vier kürzere einleitende Beiträge. Der Volkswirt Thomas Licher, Redakteur der Zeitschriften „Compass“ und „Compact“, ist Sprecher der Initiative Erbbaurecht ([www.initiative-erbbaurecht.de](http://www.initiative-erbbaurecht.de)) und berichtet über die Ergebnisse einer neueren Studie zur Erbbaurechtspraxis in Deutschland. Von Eckhard Behrens, Jurist und Vorstandsmitglied des Seminars für freiheitliche Ordnung Bad Boll, das sich Anfang der 1990er Jahre mit seiner Erbbaurechtsinitiative für die neuen Bundesländer verdient gemacht hat, enthält der Band einen kurzen Artikel aus dem Jahr 1993.

Eingehender ist der Beitrag von Egbert Dransfeld, Vermessungsingenieur, Grundstückssachverständiger für Wertermittlungen und Leiter des Instituts für Bodenmanagement (IBoMa) Dortmund. Einleuchtend und mit Zahlenbeispielen belegt er die günstige Wirkung des Erbbaurechts für die Umsetzung nachhaltiger Stadtplanung. Während Bodeneigentum Spekulationsgegenstand werden kann, sorgt ein laufendes und marktgerechtes Entgelt für optimale Nutzung, verhindert wertsteigernde Einflussnahme auf die Stadtplanung und erleichtert bei Bevölkerungsschwund den geordneten Rückbau.

Wie Behrens kann auch sein SffO-Vorstandskollege und pensionierter Notar Jobst von Heynitz für seinen Beitrag auf frühere Publikationen zurückgreifen. Schade ist nur, dass er bei den Wirkungen eines mittels Versteigerung marktgerecht angepassten Erbbauzins nicht auf mögliche Verdrängungseffekte und ratsame Schutzvorkehrungen eingeht.

Die beiden Hauptbeiträge des Jahrbuchs stammen aus der Feder des Mitherausgebers Dirk Löh, Professor für Steuerlehre und Ökologische Öko-

nomik an der Fachhochschule Trier und Vorsitzender der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft. In Gegenposition zu den Property Rights-Theoretikern begründet er die Notwendigkeit, den Boden zu kapitalisieren, und erkennt andererseits die Gefahr unsozialer Auswirkungen durch steigende Nutzungsentgelte. Die Lösung liegt für ihn in der Rückverteilung der Entgelte pro Kopf, so dass im idealen Endzustand das Geschenk dieser Erde bei jedem Menschen zu gleichem Anteil ankommt. In seinem zweiten Beitrag skizziert Löhr die schrittweise Umsetzung dieses Modells mittels eines Erwerbsfonds und eines Teilhabefonds; auf den weiteren Forschungsbedarf hierzu weist er wiederholt hin.

Zwei kürzere Artikel beschließen den Band. Der Betriebswirt Daniel Mühlleitner vergleicht an Zahlenbeispielen die verschiedenen Wege zur Baulandentwicklung, insbesondere die Alternativen Verkauf und Erbbaurechtsvergabe sowie kommunale und private Entwicklungsträgerschaft. Einen aufschlussreichen Ausblick auf verwandte Rechtsformen der Bodennutzungsüberlassung in Asien und Afrika gewährt der Jurist und Geograph Fabian Thiel, der sich dabei auf eigene Erfahrungen und Lehrtätigkeit in Fragen des Landmanagements an der Universität in Phnom Penh, Kambodscha stützen kann. Die Selbstverständlichkeit, mit der Asiaten und Afrikaner noch von der Vorstellung ausgehen, dass die Erde allen gemeinsam gehört und den Menschen nur Nutzungsrechte daran zustehen, kann uns im Privateigentumsdenken befangenen Mitteleuropäern helfen umzudenken, damit die im Untertitel vermeldete Renaissance fortschreitet.

*Roland Geitmann*

■ **Pia Krisch**  
**Alltag, Geld und Medien -**  
**Die kommunikative Konstruktion**  
**monetärer Identität**

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010. 367 Seiten.

Bei der Dissertationsschrift von Pia Krisch handelt es sich um eine sorgfältig durchgeführte Studie zum Umgang mit Geld auf der Mikroebene. Das erste Blättern durch das Buch war gleichermaßen mit einem Gefühl von Sorge und Vorfreu-

de verbunden, denn diese Dissertation nähert sich soziologisch dem Thema Geld, allerdings mit einem gänzlich anderen Zugang als die bisherigen soziologischen Forschungsarbeiten zum Geld von Deutschmann, Paul und auch Ganßmann. Die Sorge ist insofern berechtigt, als diese Arbeit keine Weiterführung der bisher gelieferten Theoriefragmente bietet. Vielmehr wird in der Arbeit versucht, die Wissenssoziologen Schütz sowie Berger/Luckmann, aber auch Teile des symbolischen Interaktionismus sowie kommunikationswissenschaftliche Theorien für die Analyse der Umgangs mit Geld fruchtbar zu machen. Zentrales Thema ist dabei die Rolle von zwischenmenschlicher aber auch medial vermittelter Kommunikation für den Geldumgang und das monetäre Selbstbild.

Die Abhandlung beginnt mit der Skizze des Forschungsvorhabens, das neben der Analyse des Zusammenhangs zwischen Geldhandeln und Identität besonders den Einfluss von Massenmedien auszuloten versucht. Schon beim Lesen des ersten Kapitels wird einem aufmerksamen Leser auffallen, dass sich die Autorin mit ihrem Vorhaben auf neues Gebiet wagt. Der Bezug zu bereits durchgeführter Forschung zum eigenen Vorhaben wirkt oft weit hergeholt, was schlicht an der neuen Kombination von theoretischem Zugang und empirischem Gegenstand liegt und insofern kein Manko der Arbeit darstellt. Die Autorin bezeichnet ihr theoretisches Verständnis des Wechselspiels zwischen individuellen Vorstellungen und gesellschaftlichem Einfluss selbst als dialektisch. Handlungen in Bezug auf Geld sind bei ihr einerseits Ausdruck individueller Geldidentität, andererseits konstituieren sie die Geldidentität immer wieder neu. Anders als die bisherige Forschung zum Geld eröffnet sich dadurch eine Perspektive, in der individuelle biografische Ereignisse, die Erziehung und das soziale Umfeld den Umgang mit Geld und dessen Bedeutungsdimension prägen. Dies ist ein in der deutschsprachigen Literatur bisher neuer Zugang: Bei Simmel sind es die strukturellen Eigenschaften des Geldes 'Mittel für jeden Zweck' zu sein, die das Geldhandeln prägen. Genauso ist Krischs Zugang aber von einer ökonomischen Lesart abzugrenzen, das machen die empirischen Befunde mehr als deutlich. Die Akteure betrachten ihre Geldhandlungen als Teilaspekte einer im Gro-

ßen und Ganzen kohärenten Geldidentität. Ausgaben und Sparaktivitäten müssen in Einklang mit dieser Identität gebracht werden. Überhaupt bringt das qualitative Material von den 30 Interviewpartnern, das im Wesentlichen im dritten Kapitel abgehandelt und anschließend im vierten Kapitel systematisch mit den theoretischen Überlegungen verknüpft wird, zahlreiche interessante Aspekte zum Vorschein. Nicht zuletzt, weil der Autorin schnell klar wurde, dass man entgegen dem weitläufigen Sprichwort über Geld eben doch spricht und das nicht selten. So sind die Berichte der verschuldeten Helga S. sehr beeindruckend, wie der Umgang mit Preisen und Kalkulationen zur alltagsfüllenden Aufgabe wird (160ff). Oder die Berichte der Ute S., die aus einer Kaufmannsfamilie stammend ausdrücklich Spaß dabei hat, Rechnungen, Belege und Kontoauszüge gegeneinander abzugleichen (141ff) – von ihr sind deutlich andere Formen des Geldumgangs zu erwarten, als von anderen Interviewpartnern, die solche Aufgaben als sehr lästig empfinden.

Der Einfluss der Massenmedien, den die Autorin theoretisch und empirisch mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, zeigt sich besonders am Thema der Altersvorsorge. Interessant ist die Analyse hier, weil die Autorin selbst auf das Thema nicht explizit in den Interviews eingegangen ist – vielmehr entwickeln die Interviewpartner es zu einem Topos. Die interpretative Auswertung der Interviews ist in diesem Aspekt besonders wertvoll: Anhand gewisser Wortwendungen, Wiederholungen und der Einbettung des Themas kann Pia Krusch sehr schön zeigen, dass die private Altersvorsorge mittlerweile zu einer normativ unhinterfragten Notwendigkeit geworden ist. (193ff) Beklagt wird nicht mehr die Notwendigkeit privater Altersvorsorge, sondern die in den Medien nur wenig verständlichen Hinweise, wie sie denn zu gestalten wäre. Aufgrund der hohen Unsicherheit im Umgang mit diesem neuen Thema greifen die Interviewpartner oft auf soziale Netzwerke zurück. (193) Mit der Ausarbeitung der sozialen Rückbindung von Geldhandlungen und der Bedeutung, die Identität in Bezug auf Geldhandlungen hat, leistet die Arbeit einen wichtigen Beitrag, der Soziologie des Geldes eine bessere Mikrofundierung zu geben.

Eine Verknüpfung der empirischen Befunde mit den theoretischen Überlegungen Simmels oder auch den neueren geldsoziologischen Ansätzen wird daher auch schmerzlich vermisst. Sie hätte die Arbeit erheblich befruchten können. So lassen sich neben den verschiedenen Geldidentitäten doch gemeinsame Ansichten über das Geld im Spannungsfeld zwischen Mittel und Zweck finden. Derartige Überlegungen hätten in der Arbeit durchaus ihren Platz gefunden, wenn an den streckenweise zu weit ausholenden theoretischen Herleitungen aus der Wissenssoziologie etwas gespart worden wäre. Zum theoretischen Teil ist darüber hinaus kritisch anzumerken, dass die Rezeption zahlreicher Schulen (teilweise aus ganz verschiedenen Wissenschaftsbereichen) ab und zu für Verwirrung sorgt. So wird der Medienbegriff sowohl im kommunikationswissenschaftlichen als auch im soziologisch-systemtheoretischen Sinne verwendet. Auf der empirischen Ebene werden die wertvollen Einblicke aus den Interviews dadurch etwas geschmälert, dass die selektive Auswahl von Probanden aus dem erweiterten Bekanntenkreis der Autorin (sowie einiger aus der Schuldnerberatung) das Spektrum der Gesellschaft nur sehr verzerrt wiedergibt. Diese Verzerrung verstärkt sich bei einer auf die Hervorhebung des Besonderen ausgerichteten qualitativen Auswertung nochmals.

Insgesamt handelt es sich bei der Publikation um eine sehr sorgfältige und viele neue Einblicke gewährende Arbeit, die für Forschungen über den Umgang mit Geld einen wichtigen Baustein zum besseren Verständnis liefert. Trotz kleinerer Ungenauigkeiten ist das Buch aufgrund seines innovativen Ansatzes als sehr lesenswert zu empfehlen.

*Felix Wilke*

■ **Felix Wilke**  
**Sparen aus Ungewissheit.**  
**Der Erhalt von Handlungsoptionen als**  
**Antrieb individueller Sparentscheidungen.**  
**Mit einem Vorwort von Georg Vobruba.**

Kassel: Kassel University Press, 2010. 134 Seiten.

Das in modernen Gesellschaften weit verbreitete Phänomen monetären Sparens wird bisher weitgehend den Ökonomen überlassen, von der Soziologie dagegen erstaunlich wenig beachtet. Das Buch

von Felix Wilke, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Kassel, leistet einen Beitrag, diese Forschungslücke zu schließen. Die Kernthese lautet, dass Sparhandlungen weniger durch eine „rationale Vorausplanung von Konsum“ (2) motiviert sind als vielmehr eine „aktive Strategie“ darstellen, „sich Handlungsoptionen in der Zukunft zu erhalten.“ (4) Zur Herausarbeitung dieser These rekapituliert Wilke zunächst die standardökonomischen Spartheorien (Lebenszyklustheorie, Risiko), um diese dann mit der soziologischen Geldforschung zu konfrontieren und als unzureichend zu kritisieren. Diese geldsoziologischen Befunde macht Wilke dann für eine soziologische Spartheorie fruchtbar. In einem empirischen Teil werden die herausgestellten theoretischen Einsichten mit der SAVE-Studie konfrontiert und untermauert.

Mit der geldsoziologischen Forschung argumentiert Wilke, dass Geld nicht neutral ist, vielmehr eine sachliche, zeitliche und soziale Wahlfreiheit repräsentiert. Simmel hat die mit Geld gegebene sachliche Dispositionsfreiheit herausgestellt: Geld sei ein absolutes Mittel, da es nahezu jedem Verwendungszweck diene. Hinsichtlich der zeitlichen Optionsfreiheit verweist Wilke erstaunlicherweise nicht etwa auf Simmel oder Keynes, sondern auf Gesell: „Simmels Betonung der Optionsvielfalt auf der sachlichen Ebene folgt die Betonung der temporalen Optionsvielfalt durch den Ökonomen Silvio Gesell.“ (26) Für die soziale Dispositionsfreiheit greift Wilke wiederum auf Simmel zurück, der in seiner triadischen Konfiguration des Sozialen die Vorzugsstellung des Geldbesitzers als *Tertius gaudens* gefasst hat. Wilke sieht in der „sozialen Dispositionsfreiheit“ das „Kernelement der Sonderrolle des Geldes“. (31)

Vor dem Hintergrund der Unterscheidung zwischen Risiko und Ungewissheit (anders als bei Risiko ist bei Ungewissheit die Eintrittswahrscheinlichkeit bestimmter zukünftiger Zustände nicht kalkulierbar) und ausgehend von der Feststellung, dass Ungewissheit vor allem bei „langen Zeithorizonten“ (44) vorliegt, rückt Wilke die von der Geldsoziologie herausgestellte „Wahlfreiheit, die ein Akteur durch angespartes Guthaben hat“ (4), ins Zentrum der Erklärung von Sparaktivitäten. Beim Sparen gehe es weniger um „geplanten Konsum“ (2) oder die „Kalkulation bestimmter Risi-

ken“ (109), als vielmehr um den „Umstand, dass die Zukunft ungewiss ist und Sparrücklagen es ermöglichen, auch in einer ungewissen Zukunft ein breites Spektrum an Handlungsalternativen wahrnehmen zu können“. (2) Selbstverständlich werde „auch gezielt für bestimmte Objekte“ (46) angespart, dominantes *Movens* individueller Sparaktivitäten sei jedoch der Erhalt der im Geld angelegten „Wahlfreiheit, die das Geld in Bezug auf zukünftige Handlungen bietet“. (2)

Die von der geldsoziologischen Forschung herausgestellte „Wahlfreiheit des Geldbesitzers in der temporalen, sachlichen (und der sozialen) Dimension [...] macht es nicht nur sinnvoll Geld direkt zu halten, sondern auch zu sparen.“ (45) Diese Formulierung deutet darauf hin, dass Wilke, wenn er von Sparen spricht, eine eher liquide Form des Sparens meint, im Grunde auf die Keynesische Transaktions- und Vorsichtskasse, also auf Liquiditätshaltung abzielt. Es ist allerdings problematisch, Sparen zu definieren „als das Zurücklegen von Geld oder dessen Umwandlung in geldnahe „Objekte“ (wie z.B. Guthaben) für die Zukunft.“ (7) Die Entscheidung zu sparen ist das eine; etwas anderes ist die Form des Sparens. „Sparen in Form von Geld“ (44) ist nur einzelwirtschaftlich möglich. Gesamtwirtschaftlich kann nur gespart, kann Geldvermögen nur in die Zukunft transferiert werden, wenn (monetäre) Ersparnisse mittels Sachinvestition real investiert werden. Dies mag bei einer rein handlungstheoretischen Perspektive auf das Sparen aus dem Blick geraten.

Auch wenn menschliche Existenz immer von Ungewissheit geprägt ist, so fragt sich, inwieweit vom kapitalistischen System nicht eine übermäßige (und vermeidbare) Ungewissheit aufgrund der Unzuverlässigkeit der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage ausgeht. Akkumulieren Akteure Geld (liquide Mittel), so können sie ihre eigene Unsicherheit reduzieren, weil sie jederzeit ökonomisch handlungsfähig sind. Allerdings erhöhen jene Akteure durch Sparen in liquider Form die Unsicherheit (Ungewissheit) aller anderen, was die einzelnen Akteure angesichts dieser unkalkulierbaren Unsicherheiten anhält, sich mit Geldhaltung individuell abzusichern, um damit jene Ungewissheiten und gesamtwirtschaftliche Krisen wiederum zu erzeugen bzw. zu verschärfen – ein *circulus vitiosus*. Hin-

zu kommt, dass allein die Option der Geldhaltung Kapital dauerhaft knapp hält und damit zu asymmetrischen Sparmöglichkeiten führt und so auch den Schutz vor Ungewissheit asymmetrisiert.

Erhalt und Vermehrung von Handlungsoptionen für die einen, Steigerung der Unsicherheit und Einschränkung von Handlungsoptionen aller anderen. Dieses Dilemma lässt sich nur gesamtgesellschaftlich, nicht aus rein individueller Akteursperspektive auflösen. Es ist verständlich, dass Akteure angesichts von Ungewissheit Geld als Joker (Suhr) oder Gewissheitsäquivalent (Luhmann) halten wollen, und die soziologische Akteursperspektive ist fraglos wichtig, um nicht zuletzt Widerstände gegen (vermeintliche) Einschnitte in diese Wahlfreiheit zu verstehen. Es zeigt aber auch, dass Sparen auf „individueller Ebene“ (3) nur verstanden werden kann, wenn auch makroökonomische Dynamiken berücksichtigt werden.

Geld ist aufgrund der ihm inhärenten sachlichen, zeitlichen und sozialen Dispositionsfreiheit nicht neutral, was es im subjektiven Horizont der Wirtschaftsakteure besonders begehrt macht (Joker). Dass Wilke die Sonderstellung des Geldes primär in der sozialen Optionsfreiheit begründet sieht, ist geldsoziologisch innovativ und wirft interessante Fragen auf, auch wenn seine Argumentation durchaus anfechtbar ist. In jedem Falle kann ein exklusiv handlungstheoretischer Zugang zu Geld allein nicht zufrieden stellen. Ohne dies hier vertiefen zu können: Welchen Einfluss hat die Nutzen-Kosten-Struktur der Geldhaltung auf die „im Geld angelegte Wahlfreiheit“? (109) Wie stünde es um die Dispositionsfreiheit der Geldinhaber bei einer Inflationsrate von beispielsweise 4% oder über 10% oder bei einer Liquiditätsgebühr von 5%? Solche Gedankenexperimente könnten nahelegen, dass die Frage der Wahlfreiheit des Geldes nicht unabhängig von der Frage diskutiert werden kann, welche Nutzen-Kosten-Struktur die Geldhaltung hat und welche geldordnungspolitisch optimal wäre.

Wilke leistet mit seiner anregenden, stringent verfassten Untersuchung über individuelle Sparmotive einen bemerkenswerten Beitrag zu einer Soziologie des Sparens, bei der künftig auch eine makrosoziologische, systemische Perspektive einbezogen werden sollte. Die soziologische Erforschung des Sparens sollte nicht bei der individuellen Ak-

teursperspektive Halt machen. Handlungstheoretische Sichtweise (Umgang mit Geld) und institutionelle Sichtweise (Geldordnungspolitik) sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden.

*Tilo König*

### ■ Frank Adler & Ulrich Schachtschneider Green New Deal, Suffizienz oder Ökosozialismus? – Konzepte für gesellschaftliche Wege aus der Ökokrise

München: oekom Verlag, 2010. 318 Seiten.

„Bleib nicht auf ebnem Feld! Steig nicht zu hoch hinaus! Am schönsten sieht die Welt von halber Höhe aus.“ (*Friedrich Nietzsche, Weltklugheit, aus: Die fröhliche Wissenschaft*)

Wie bringen wir Ordnung in die Dinge? Viele Umfragen der letzten Jahre haben massive Kritik am Gang der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung zutage gefördert, aber mindestens ebenso große Ratlosigkeit, was denn wie anders gehen könnte bzw. sollte. Unter diesen Bedingungen ist es zunächst einmal ein Verdienst an sich, dass Frank Adler und Ulrich Schachtschneider ein Buch vorgelegt haben, das den Versuch unternimmt, vorliegende Konzeptionen, wie sie das selbst bezeichnen (S.14), zu kartographieren, mit der Zielsetzung: „Einführung, Übersicht, Orientierungshilfe“. Das Spektrum der untersuchten Konzeptionen ist breit und reicht von radikaler Herrschafts- (u. a. Spehr, Brand) und Industrialismuskritik (der verstorbene Rudolf Bahro) oder ökofeministischen Subsistenzansätzen (u.a. Vandana Shiva) bis zu solchen, die ein eher euphorisches Verständnis von Green New Deal fördern (Jänicke, Huber) – wo freilich trefflich darüber gestritten werden könnte, inwiefern dem wirklich eine gesellschaftstheoretische Fundierung zugrunde liegt.

Jede Selektion ist eine Selektion. Bestes Bemühen um eine möglichst vernünftige Selektion soll den Verfassern unbedingt unterstellt werden. Dass angesichts der Vielfalt vorliegender Konzeptionen eine solche Selektion hochgradig subjektiv ist, stellt ein Problem dar, das ein solches Unternehmen zwangsläufig mit sich führt. Wenn im Folgenden eine Reihe kritischer Fragen und Kommentare formuliert werden, so sollte das deshalb

auf keinen Fall als eher abwertende Rezension dieses Buches missverstanden werden. Denn vor dem Hintergrund einer Konstellation, in der sowohl im wissenschaftlichen wie im politischen Raum viel zu wenige Bemühungen stattfinden, sich abwägend auf konkurrierende Ansätze zu beziehen, ist ein solches Buch aller Mühe wert. Der Anspruch von Adler und Schachtschneider lautet, untersucht zu haben, „wie im sozialwissenschaftlich-ökologischen Diskurs der Zusammenhang von ökologischer Krise und gesellschaftlichem Wandel thematisiert wird.“ (S.12) Diese Untersuchung soll „aus der Perspektive eines engagierten, aber neutralen (so weit dies überhaupt möglich ist) Beobachters“ (S.149) erfolgen.

Mit dieser Formulierung wird allerdings ein Problem bezeichnet, zu dem man sich doch eine gründlichere kritische (Selbst-)Reflexion gewünscht hätte. Denn die unvermeidbare Subjektivität von Wahrnehmung und Verarbeitung der Untersuchungsgegenstände beginnt ja schon bei der Auswahl. Gegen die drei Fragen, auf die Adler und Schachtschneider bei den von ihnen untersuchten Konzepten nach Antworten fahnden, scheint auf das erste Hinsehen nichts einzuwenden, im Gegenteil kommen sie zunächst mit einer geradezu selbstverständlichen Plausibilität daher:

- Was sind die gesellschaftlichen Ursachen für die ökologische Krise?
- Was sollte sich in unseren westlichen kapitalistisch-modernen Gesellschaften verändern, um die (sozial-)ökologische Krise zu bearbeiten und zu bewältigen?
- Wie und durch welche Akteure sollte dieser Wandel eingeleitet und bewerkstelligt werden? (so wörtlich formuliert auf S.12)

Als Auswahlkriterien für ihre Untersuchung geben Adler und Schachtschneider an: 1. Abbildung des Spektrums der typischen Auffassungen, 2. Konzepte mit wissenschaftlichem Anspruch, 3. Ansätze, die seit dem Höhepunkt der Nachhaltigkeitsdebatte (die letzten 10 bis 15 Jahre) in der Diskussion sind (vgl. S.13), obwohl zu Punkt 3 nicht ganz passend einige Zeilen später formuliert wird: „Ein expliziter Bezug auf den Nachhaltigkeitsdiskurs war kein Auswahlkriterium.“

Mit Kriterium 2 tut sich natürlich sofort die Frage auf, warum nicht auf vorhandene institutionelle Rahmungen der Nachhaltigkeitsforschung im real

existierenden Wissenschaftssystem Bezug genommen wurde. Das hätte „einschlägige“ Entwicklungen in den sozialwissenschaftlichen Teildisziplinen betreffen können. Vor dem Hintergrund der offenkundigen gesellschaftskritischen Auffassungen der beiden Verfasser zugegebenermaßen naheliegender wäre gewesen, auf die nun ein Vierteljahrhundert währende Nachhaltigkeitsforschung der außeruniversitären Forschungsinstitute wie IÖW, ISOE u.a. einzugehen. Auch deren Ausgrenzung überrascht, noch nicht einmal – ohne damit selbst dazu ein inhaltliches Urteil abzugeben – Becker und Jahn mit ihrem Buch „Soziale Ökologie“ werden genannt, obwohl doch das ISOE wesentlich zur konzeptionellen Gestaltung des Förderschwerpunkts „Sozialökologische Forschung“ beim BMBF beigetragen hatte.

Adler und Schachtschneider teilen die von ihnen definierten und auf diesem Wege ausgesuchten 11 Konzeptionen in drei Gruppen ein: A) Fundamentale Systemwechsel, B) Modernisierung im System sowie C) Phasenwechsel mit offenem Ausgang. Hier kommt nun zum Tragen, dass die eigenen theoretischen Annahmen der Verfasser nicht weiter expliziert werden. Nietzsche hatte seinerzeit brutal formuliert, der Wille zum System sei ein Mangel an Rechtschaffenheit. In dem Maße, in dem man selbst den Begriff des (kapitalistischen) Systems nicht mehr für wirklich gehaltvoll und erklärungskräftig beurteilt (ich bin da nur einer von vielen), verliert eine Gruppenbildung an Plausibilität, deren Leitdifferenz aus der Frage resultiert: Wie stehst Du zum System?

Wie die beiden Autoren nun in der Ausführung mit dieser Gruppenbildung umgehen, möchte ich ausdrücklich als Beleg ihrer intellektuellen Redlichkeit bewerten. Das markiert schon die Bildung der Gruppe C, die gleichsam an sich dafür steht, dass man es sich nicht so (zu) einfach machen sollte, Veränderung „des Systems“ und Veränderungen „im System“ schematisch gegenüberzustellen. Das zeigt sich weiter an der Ausführung im Einzelnen: sind Vorstellungen von erforderlichem kulturellen Wandel, die unter C eingestellt werden, nicht vielleicht deutlich radikaler als einiges, was unter A aufgeführt wird?

Und wenn die Ökokrise im Untertitel steht: hätten grundlegende Konzepte zum Mensch-Natur-Ver-

hältnis dann nicht eine andere Rolle spielen müssen, bis hin zu der Konsequenz etwa von John Gray (Straw Dogs): Abschied vom Humanismus?

Das sind Fragen, die sich auftun, und, ich bekräftige, trotzdem das Verdienst dieses Buches nicht als solches in Frage stellen. Nicht zuletzt, weil es Anstöße geben könnte für die Klärung der Frage, wie wir „das“ weiterbearbeiten. Meiner Meinung nach durch stärkere Hinwendung zur Empirie und zu Theorien mittlerer Reichweite – deshalb auch das Eingangszitat von Nietzsche.

*Reinhard Pfriem*

### ■ Wera Wendnagel Marianne Vermächtnis oder wie mir meine Mutter die Freiwirtschaft vererbte

Sulzbach/Ts.: Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach/Taunus, 2010. 367 Seiten.

Die persönlichen Zugänge zur Freiwirtschaft sind oft von Zufällen oder Fügungen bestimmt. Vielen ihrer AnhängerInnen ist der Zugang über persönliche und familiäre Lebensbeziehungen eröffnet worden. Wera Wendnagel legt in ihrem Buch ein Zeugnis für die Freiwirtschaft ab. Es stellt zugleich eine Doppelbiografie dar: eine Biografie ihrer Mutter Marianne und eine Autobiografie der Autorin selbst. Auf eine bemerkenswerte Weise sind darin historische Ereignisse der Weimarer Zeit, der NS-Zeit und der Nachkriegsjahrzehnte mit den persönlichen Lebensgeschichten dieser beiden Frauen verwoben. In diesem Gesamtbild bekommen Sachinformationen über die Freiwirtschaft ein sehr menschliches Gesicht.

Die Familie von Weras Mutter trat nach dem Helldentod ihres ältesten Sohnes im Ersten Weltkrieg

aus der Kirche aus, weil die Priester auf beiden Seiten die Waffen gesegnet hatten. Die Offenheit der Familie für neue Gedanken führte nach einem Vortrag von Karl Polenske auch zur intensiven Beschäftigung mit der „Natürlichen Wirtschaftsordnung“ von Silvio Gesell. Der Bruder Mariannes, Hans Timm, wurde als Jurastudent enger Mitarbeiter Gesells. Wera Wendnagel schildert, wie die freie Liebe Bedeutung im Leben von Timm und Gesell bekam. Die Anliegen der Geld- und Bodenreform arbeitet sie geschickt ein und erläutert auch die Idee einer „Mütterrente“ als Gehalt für Familienarbeit. Hans Timm stellte sich auch an die Seite Georg Blumenthals und wirkte im „Fysiokratischen Kampfbund“ mit, einer eher links und anarchistisch ausgeprägten Richtung innerhalb der Freiwirtschaftsbewegung. Marianne ging mit ihrem Bruder Hans nach Berlin, um im Sekretariat der Zeitschrift „Letzte Politik“ mitzuarbeiten, die das wöchentlich erscheinende Organ des „Fysiokratischen Kampfbundes“ war. Vieles erschloss sich Wera Wendnagel – und dem Leser auch – erst in der Rückblende des eigenen Lebens. Der Pazifismus, die Jugendbewegung, die „Wandervögel“, die Freikörperkultur und die Sexualaufklärung beeinflussten ihre Familie.

Weras Vater Rudi Hoell beteiligte sich an Aktionen des illegalen Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK). Nach seiner Verhaftung ist er in der Gestapo-Untersuchungshaft umgekommen, wobei die genauen Umstände – Mord oder Selbstmord – unaufgeklärt blieben. Ihre Mutter kam wegen ihrer Mitarbeit im ISK ins Gefängnis. Einmal, als sich die Gelegenheit zu einem Attentat ergab, weil Hitler direkt unter dem Fenster der Woh-

**„Die Debatte um gesellschaftliche Wege aus der ökologischen Krise ist aus unserer Sicht dringend erforderlich, denn die ökologische Krise kann nicht ohne die Thematisierung von Kultur, Lebensweise und Gesellschaft verstanden und bearbeitet werden. Die ökologische Krise ist eine soziale Krise. Wir fragen deswegen nicht: ‚Was muss sich technisch ändern?‘ Dazu gibt es bereits eine Fülle von klugen Vorschlägen und es werden täglich neue hinzugefügt. Wir wollen wissen: Welche Antworten gibt es auf die Frage: ‚Was muss sich gesellschaftlich ändern?‘“**

Frank Adler & Ulrich Schachtschneider, Green New Deal, Suffizienz oder Ökosozialismus? Konzepte für gesellschaftliche Wege aus der Ökokrise, München 2010, S.12.

nung von Weras Eltern anhielt, wäre ihr Vater bereit gewesen, ihn zu töten, denn als die Pläne des braunen Diktators (Judenvernichtung, Kriegsvorbereitungen etc.) immer offenkundiger wurden, erwog der ISK auch ein Attentat auf Hitler.

Der ISK basierte auf der Ethik des deutschen Philosophen und Pädagogen Leonard Nelson (1882-1927). Seine Anhänger waren zum größten Teil Intellektuelle. Der ISK war zunächst eine Splittergruppe der SPD, wurde dann aber wegen seiner Forderung nach Bildung einer Regierung durch die geistige Elite des Landes von der Partei ausgeschlossen. Schon als fünfjähriges Kind bekam auch Wera Wendnagel etwas von der Judenverfolgung im NS-Regime mit, was sie später noch lange bewegte.

Nach dem Krieg zogen Mutter und Tochter zu ihren Verwandten nach Argentinien. Dorthin war Weras Onkel, Hans Timm (Hati), nach seiner Verhaftung 1934 ausgewandert. Mit der übrigen Familie Gesell und seinem Freund Hans-Joachim Tuercke in Buenos Aires bestand nur ein sehr loser Kontakt. Eigentlich hatten Emigranten in Argentinien selten ein schweres Schicksal, aber Hati hatte leider keine Berufsausbildung. Er war nur ein deutschsprachiger, freiwirtschaftlicher Autor gewesen und das konnte man dort nicht gebrauchen.

Eine alte Liebe bewog Wera Wendnagel zur Rückkehr nach Deutschland. Sie baute ihr eigenes Leben auf, arbeitete 15 Jahre als Auslandskorrespondentin bei Daimler-Benz und pflegte ihre schwerkranke Mutter. Nachdem sie geheiratet hatte, nicht mehr Geld verdienen musste und ihr Mann sie bei der Pflege ihrer Mutter unterstützte, konnte sie ein Studium der Pädagogik aufnehmen.

Zunächst sträubte sie sich gegen die Versuche ihrer Mutter, ihr die Gedanken der Freiwirtschaft zu „vererben“. Doch beeindruckte es sie im Laufe der Zeit immer mehr, wie ihre Mutter trotz eines fortschreitenden Leidens die Überzeugungen ihrer Jugend und den Traum von einer gerechteren und friedlicheren Welt nicht aufgab und daraus auch Kraft schöpfte, ihr persönliches Leid zu tragen. So ließ sich Wera Wendnagel nach und nach von ihrer erstaunlich differenziert diskutierenden Mutter in die Gedankenwelt der Freiwirtschaft einführen, bis sie diese schließlich zu ihrem eigenen Anliegen machte, sich dafür engagierte und von

1991 – 2001 auch den Vorsitz in der „Initiative für Natürliche Wirtschaftsordnung“ übernahm.

Wera Wendnagels einfühlsame Darstellung ihrer Lebenserinnerungen bereichert die freiwirtschaftliche Literatur um eine bemerkenswerte Mutter-Tochter-Biographie, in der sich persönliches Erleben und zeitgeschichtliches Miterleben verbinden. Sie vermag die Hoffnung auf eine Überwindung von sozialen Krisen und Kriegen zu stärken.

*Jörg Gude*

### ■ **Veronika Bennholdt-Thomsen** **Geld oder Leben – Was uns wirklich reich macht**

München: oekom Verlag, 2010. 93 Seiten.

„Quer gedacht“ – so lautet der Titel einer neuen Taschenbuchreihe, die der oekom Verlag mit diesem Buch „Geld oder Leben“ gestartet hat.

„Die gegenwärtige kapitalistische Geld- und Warenwirtschaft hält uns wie in einer Zwangsjacke gefangen.“ (S.9) Weil sich Geld aber gemäß einer alten indianischen Weisheit nicht essen lässt und weil es nicht sättigt, ruft Veronika Bennholdt-Thomsen zu einer Umkehr von der Geld- zur einer Subsistenzorientierung des Wirtschaftens auf. Mit Subsistenz meint sie keineswegs ein Zurück aus ständig steigendem Wohlstand in eine armseelige Steinzeit, sondern eine zukünftige Wirtschaftsweise, die allen Menschen das zu einem guten Leben Notwendige ermöglicht. Nicht mehr die dauernde Vermehrung der Geldvermögen durch ein abenteuerliches Jonglieren mit Derivaten, Futures, Zertifikaten und Fonds, sondern das Produzieren und Tauschen für das Leben soll zum Ziel des Wirtschaftens werden.

Diesem Ziel stehen Bennholdt-Thomsen zufolge besonders drei Hindernisse noch im Weg: die Lohnabhängigkeit der Arbeit in sich immer weiter konzentrierenden Konzernen, die Industrialisierung von Landwirtschaft und Handwerk und nicht zuletzt auch die Unsichtbarmachung der vorwiegend von Frauen geleisteten Reproduktionsarbeit. Hinzu kommt, dass die moderne Ökonomie seit Adam Smith menschliche Bedürfnisse grundsätzlich für unendlich und die zu ihrer Befriedigung verfügbaren Güter deshalb für chronisch knapp hält. In ihrer „Angst vor der Knappheit“ (S.27) und ihrem

rastlosen Streben nach Gewinnmaximierung und Wohlstandsmehrung hat es die Ökonomie ver-säumt, eine Vorstellung von einem gerecht ver-teilten Genug zu entwickeln. Gerade deshalb ist auch der Hinweis von Bennholdt-Thomsen so wichtig, dass es in den wirtschaftlichen Bezie-hungen zwischen den Menschen nicht nur um das Tauschen, Leihen und Produzieren geht. Im Ge-gensatz zum verengten Blickwinkel des Tausch-paradigmas der Ökonomie und in Anknüpfung an soziologisch-ethnologische Forschungen von Mar-cel Mauss und Geneviève Vaughan verweist sie im Kapitel „Vom homo oeconomicus zum homo do-nans“ auf die von der Ökonomie ignorierte Bedeu-tung des Schenkens: „Geben ist das Grundmuster der Kommunikation (munus, lat. Geschenk).“ (S. 50)

Veronika Bennholdt-Thomsen öffnet in ihrem Buch gleich mehrere interessante Blickwinkel. Nur lassen sich auf knapp 100 Seiten natürlich nicht alle Aspekte einer Wende von der Geld- zur Sub-sistenzorientierung erschöpfend behandeln. Offen bleibt für mich die Frage, ob es angemessen ist, die Warenorientierung im Kapitalismus genau so zu kritisieren wie die Geldorientierung, denn eine Kritik an der Warenorientierung richtet sich gegen die Arbeitsteilung als solche und ohne sie lässt sich keine höher differenzierte Gesellschaft denken. Gerade im Hinblick auf die Vermeidung von Fehldeutungen des Begriffes Subsistenz dürfte eine Klarstellung hilfreich sein, dass nicht die Arbeitsteiligkeit der Produktion und der Austausch von Waren auf Märkten an sich problematisch sind. Vielmehr werden beide durch das rendite- und ak-kumulationsorientierte Geld kapitalistisch defor-miert und in seinem Vermehrungsdrang macht das herkömmliche Geld – wie Bennholdt-Thomsen zu-treffend kritisiert – obendrein auch noch Gemein-schaftsgüter wie das Land, das Wasser, die Gene, die Gesundheit, die Bildung, der Alter und ande-re Ressourcen zu kommerziellen Waren.

Anstelle des Gegensatzes „Geld oder Leben“ lie-ße sich die Vorstellung einer Reform des Geldes entwickeln, durch die das Geld seine kapitalisti-schen Eigenschaften verliert und zu einem le-bensdienlichen Hilfsmittel wird. Als solches kann es dann sowohl die entkapitalisierte arbeitsteil-ige Produktion als auch das entkommerzialisier-te Tauschen von Waren auf Märkten, das Leihen und

Schenken und das Geschehen in Lebensbereichen außerhalb der Märkte ins richtige Verhältnis zu-einander setzen.

In diese Richtung gehen auch die weiteren Ge-danken von Veronika Bennholdt-Thomsen. Expli-zit weist sie auf Geldreformvorschläge hin und be-tont auch: „Marktwirtschaft ist nicht gleich Markt-wirtschaft.“ (S. 65-69 und 75) Noch gibt es das real existierende kapitalistische Zerrbild der Markt-wirtschaft, aber darüber hinausgehend blickt Benn-holdt-Thomsen auf zukünftige dezentralisierte, von Monopolen befreite Märkte, ebenso auf eine ent-kommerzialisierte Landwirtschaft einschließlich interkultureller Gemeinschaftsgärten und auf mitt-lere Technologien zur Gewinnung regenerativer Energien. Kritische Anmerkungen zu den Mikro-krediten und Ausblicke auf ein neues „rerurali-siertes Verhältnis von Stadt und Land“ sowie auf Transition Towns und eine Regionalisierung der Wirtschaft beschließen dieses anregend „quer gedachte“ Buch, das hoffentlich dazu beitragen wird, innerhalb der Ökologiebewegung noch mehr Augen für die Problematik des Geldes zu öffnen.

*Werner Onken*

## ■ Englischsprachige Literatur

### „The Capitalistic Cost-Benefit Structure of Money -

An Analysis of Money's Structural Nonneutrality and its Effects on the Economy“ – dieses 1989 in Berlin und New York erschienene englische Buch von Prof. Dr. Dieter Suhr gibt es im Volltext auf der Internetseite

[http://www.sozialoekonomie.info/Info\\_Foreign\\_Languages/English\\_6/english\\_6.html](http://www.sozialoekonomie.info/Info_Foreign_Languages/English_6/english_6.html)

### „Keynes' Bancor-Plan reloaded“

Dieser Aufsatz von Thomas Betz in der Folge 164/165(2010) der Zeitschrift für Sozialökono-mie wurde zwischenzeitlich ins Portugiesische und Spanische übersetzt. Beide Übersetzungen gibt es im Internet auf der Website [http://www.sozialoekonomie.info/Info\\_Foreign\\_Languages/info\\_foreign\\_languages.html](http://www.sozialoekonomie.info/Info_Foreign_Languages/info_foreign_languages.html)

### „The Money Syndrome“

Unter diesem Titel erschien eine englische Aus-

gabe des Buches „Das Geldsyndrom“ von Helmut Creutz. Nähere Einzelheiten über den Inhalt sowie über Bestellmöglichkeiten gibt es auf der Internetseite

<http://www.themoneysyndrome.org/>

**“Zero growth and zero interest ideas:  
The revival of an old idea”**

Diesen Vortrag von Prof. Dr. Dirk Löhr, gehalten auf der Degrowth-Konferenz in Barcelona März 2010, gibt es auf der Internetseite

<http://www.degrowth.eu/v1/fileadmin/content/documents/Proceedings/Loehr.pdf>

(deutsche Version auf [http://www.sozialoekonomie-online.de/html/archiv\\_160-167.html#166](http://www.sozialoekonomie-online.de/html/archiv_160-167.html#166))

**„Local Money – How to Make It Happen In Your Community“**

Nähere Informationen über dieses englischsprachige Standardwerk über regionale Komplementärwährungen (Foxhole/GB: Green Books, 2010, 240 Seiten) gibt es auf der Internetseite [www.greenbooks.co.uk](http://www.greenbooks.co.uk)

**„Complementary Currencies“**

Nähere Informationen über diesen im Februar 2011 von Dr. Jerome Blanc an der Universität de Lyon organisierten Kongress gibt es auf den Internetseiten

<http://currenciesindebate.wordpress.com/program/> und <http://www.cc-literature.org/>

**„Empört Euch!“**

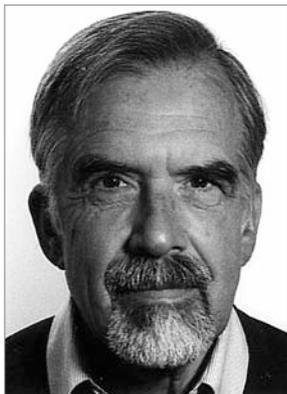
„Man wagt uns zu sagen, der Staat könne die Kosten dieser sozialen Errungenschaften nicht mehr tragen. Aber wie kann heute das Geld dafür fehlen, da doch der Wohlstand so viel größer ist als zur Zeit der Befreiung, als Europa in Trümmern lag? Doch nur deshalb, weil die Macht des Geldes – die so sehr von der Résistance bekämpft wurde – niemals so groß, so anmaßend, so egoistisch war wie heute, mit Lobbyisten bis in die höchsten Ränge des Staates. ... Noch nie war der Abstand zwischen den Ärmsten und den Reichsten so groß. Noch nie war der Tanz um das goldene Kalb – Geld, Konkurrenz – so entfesselt.

Das Grundmotiv der Résistance war die Empörung. Wir, die Veteranen der Widerstandsbewegungen, rufen die Jungen auf, das geistige und moralische Erbe der Résistance, ihre Ideale mit neuem Leben zu erfüllen und weiterzugeben. Mischt Euch ein, empört Euch! Die Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft, die Intellektuellen, die ganze Gesellschaft dürfen sich nicht klein machen und klein kriegen lassen von der internationalen Diktatur der Finanzmärkte, die es so weit gebracht hat, Frieden und Demokratie zu gefährden. ...

Das im Westen herrschende materialistische Maximierungsdenken hat die Welt in eine Krise gestürzt, aus der wir uns befreien müssen. Wir müssen radikal mit dem Rausch des ‚Immer noch mehr‘ brechen, in dem die Finanzwelt, aber auch die Wissenschaft und Technik die Flucht nach vorn angetreten haben. Es ist höchste Zeit, dass Ethik, Gerechtigkeit und nachhaltiges Gleichgewicht unsere Anliegen werden. ... Die Zukunft gehört der Gewaltlosigkeit und der Versöhnung der Kulturen – davon bin ich überzeugt.“

Stéphane Hessel (\*1917, Kämpfer in der französischen Résistance und 1948 Mitunterzeichner der UN-Charta der Menschenrechte), in: *Empört Euch!*, Berlin: 6. Aufl. 2011, S. 9-10 und 19-20.

**Prof. Dr.  
Roland Geitmann  
zum  
70. Geburtstag**



Am 13. April 2011 vollendete Roland Geitmann sein 70. Lebensjahr. Die „Zeitschrift für Sozialökonomie“ möchte ihm dazu herzlich gratulieren und ihm und seiner Familie gute Wünsche übermitteln. Vor über 20 Jahren begann Roland Geitmann, unsere Zeitschrift inhaltlich mitzugestalten. Und so mag sein 70. Geburtstag auch ein guter Anlass sein, den Glückwunsch mit einem großen Dank für seine Mitarbeit zu verbinden.

Zu unserer ersten Begegnung kam es im Herbst 1986 bei den 2. Mündener Gesprächen, nachdem Roland Geitmann im Jahr zuvor beim Ev. Kirchentag in Düsseldorf der von Helmut Creutz gestaltete Infostand auf dem Markt der Möglichkeiten aufgefallen war. Ein dort entdecktes Buch von Prof. Dieter Suhr hatte seine Hoffnung geweckt, dass ein „Geld ohne Mehrwert“ sich als ein Schlüssel zu Gerechtigkeit und Frieden erweisen könnte. Friedens- und Abrüstungsthemen hatten ihn schon längere Zeit beschäftigt; durch seine Lebensgeschichte waren sie ihm eigentlich schon von Beginn an aufgegeben.

Auf dem mecklenburgischen Gut Sildemow bei Rostock geboren, war seine Kindheit von Bombennächten überschattet. Im Zuge der Bodenreform wurden seine Eltern Ende 1945 enteignet und vertrieben. Die Familie Geitmann wurde aber im Westen zunächst nicht heimisch und verlegte ihren Wohnsitz noch mehrere Male von West nach Ost und von Ost nach West.

Nach dem Abitur im schleswig-holsteinischen Meldorf studierte Roland Geitmann Rechtswissenschaften in Freiburg/Br. und an der FU Berlin. Während des anschließenden Referendariats lernte er

seine spätere Frau Birthe kennen und als sich die Existenz durch Tätigkeiten an den Landratsämtern Emmendingen und Donaueschingen sowie als Oberbürgermeister im Regierungspräsidium Tübingen sichern ließ, wurden Roland und Birthe Geitmann glückliche Eltern von drei Kindern.

Sympathien für die Ostpolitik Willy Brandts bewegten Roland Geitmann 1970 zum Eintritt in die SPD, für die er vier Jahre später zum Oberbürgermeister der Stadt Schramberg im Schwarzwald gewählt wurde. Als „roter Fleck“ in der ansonsten schwarzen, aber damals in sich uneinigen politischen Umgebung stellte er sich auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges schützend vor örtliche Friedensdemonstrationen gegen die NATO-Nachrüstung. Dazu gehörte Mut, denn in Schramberg waren Rüstungsbetriebe angesiedelt. 1983 verließ Roland Geitmann die SPD wieder, weil der Vorstand es für unvereinbar mit einer Parteimitgliedschaft hielt, zugleich mit dem „Weltbund der Partnerstädte“ zu kooperieren. Dieser Weltbund, der von französischen Widerstandskämpfern zum Aufbau von Nord-Süd-Partnerschaften aufgebaut worden war, pflegte nämlich auch Partnerschaften mit Kommunen im kommunistischen Osten. Offener war die Gustav-Heinemann-Initiative, in der sich Roland Geitmann fortan ebenso engagierte wie in der Kulturpolitischen Gesellschaft.

In diese Zeit fiel auch sein beruflicher Neubeginn als Professor für Allgemeines Verwaltungsrecht, Ausländerrecht und Kommunalverfassungsrecht an der Fachhochschule Kehl. Deren damaliger Rektor ließ alsbald überprüfen, ob Geitmanns Seminar „Frieden als kommunale Aufgabe“ wirklich zu seinen Lehraufgaben gehören könne. Nach einigen Auseinandersetzungen bestätigte der Fakultätsrat dies, jedoch verweigerte das baden-württembergische Wissenschaftsministerium die Übernahme in das Beamtenverhältnis, u. a. mit der Begründung, dass Roland Geitmann mit dem von Johan Galtung geprägten Begriff der „strukturellen Gewalt“ argumentiere. Zudem wurde seine Forderung für „einseitig“ befunden, dass Kommunen junge Männer über ihr Grundrecht auf die Verweigerung des Kriegsdienstes informieren. „Im Angestelltenverhältnis“, erinnerte er sich später, „habe ich mich dann die nächsten Jahrzehnte umso freier gefühlt.“

Neben der juristischen Lehre an seiner Hochschule und dem friedenspolitischen Engagement im „Arbeitskreis Frieden in Forschung und Lehre an Fachhochschulen“ wandte sich Roland Geitmann um die Mitte der 1980er Jahre mit viel Idealismus zwei neuen nebenberuflichen Tätigkeitsfeldern zu – zum einen der Bewegung für Mehr Demokratie und zum anderen der Geld- und Bodenreformbewegung. Die Frage nach einem besseren Umgang mit dem Boden und dem Geld bewegte damals einen nur kleinen Kreis von Personen, die entsprechende Reformgedanken aus den 1920er oder 1950er Jahren in die Gegenwart hinübergerettet hatten und nun vor einem Generationenwechsel standen. Roland Geitmann dachte sich tiefer in diese Denkansätze hinein und dabei wurde ihm bewusst, dass sie tiefe Wurzeln in der Jahrtausende alten Religions- und Kulturgeschichte hatten. Schon in den Quellen des Judentums, Christentums und Islams hatten sozioethische Regeln zum Umgang mit Geld und Zins sowie mit dem Land einen besonders hohen Stellenwert gehabt, der nur – besonders im Christentum – parallel zum Aufstieg des modernen Kapitalismus in den Hintergrund getreten war. In mehreren Aufsätzen stellte Roland Geitmann die tieferen Bezüge zwischen den religiösen Überlieferungen und den neueren ökonomiekritischen Denkansätzen dar und bezog auch Impulse aus der anthroposophischen „Dreigliederung des sozialen Organismus“ mit ein. 1988 übernahm er von Dr. Hans Weitkamp den Vorsitz in der ökumenischen „Arbeitsgemeinschaft freisozialer Christen“ (AfC). Als Zweig der sich erneuernden Geld- und Bodenreformbewegung formierte sich die AfC 1989 unter dem Namen „Christen für gerechte Wirtschaftsordnung (CGW) e. V.“ neu. Besonders in Fragen des Menschenbildes legten die CGW Wert auf ihre Eigenständigkeit und sprachen in erster Linie Menschen an, denen der konziliare Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung am Herzen lag.

Als bald begann Roland Geitmann, zahlreiche Vorträge in kirchlichen Akademien, Volkshochschulen, Parteien, Gewerkschaften und Umweltverbänden zu halten, nach der Wende vom Herbst 1989 auch in der ehemaligen DDR, wo es ihm gemeinsam mit der Erbbaurechts-Initiative des „Semi-

nars für freiheitliche Ordnung“ auch darum ging, einer drohenden Re-Privatisierung des bis dahin ‚volkseigenen‘ Bodens zuvorzukommen. Während eines Forschungssemesters 1992/93 reiste Roland Geitmann durch Ostdeutschland, um in Vorträgen vor den dortigen Kommunalverwaltungen zu erläutern, welches große Entwicklungspotential sich ihnen mit der Anwendung des Erbbaurechts erschließen könnte. Mit der Regelung „Rückgabe vor Entschädigung“ im deutsch-deutschen Einigungsvertrag verspielte die große Politik jedoch die historisch einmalige Chance für einen gemeinwohlorientierten Umgang mit dem Boden.

Bei einem dieser Vorträge lernte Roland Geitmann den aus der DDR-Friedensbewegung stammenden Pfarrer Dr. Christoph Körner kennen, der ihm bald als 2. Vorsitzender im Vorstand der CGW zur Seite trat. Aus einer 1995 von den CGW gemeinsam mit der „Initiative für Natürliche Wirtschaftsordnung“ (INWO) veranstalteten Tagung im Gästehaus des Karmelitenklosters in Birkenwerder bei Berlin entwickelte sich eine Tagungsreihe, bei der Jahr für Jahr bis 2008 mit jeweils 40 – 50 TeilnehmerInnen wechselnde Schwerpunktthemen bearbeitet wurden. Auf kritische Aufarbeitungen der Geschichte der Geld- und Bodenreformbewegung folgten Bemühungen, ihren Gedankenkern mit den Bewegungen für Frieden, Mehr Demokratie und Feminismus in Verbindung zu bringen. Weitere Themen waren die Bedeutung dieser Reformvorschläge für die Landwirtschaft sowie für die finanzielle Unabhängigkeit der Kultur, der Zusammenhang zwischen der menschlichen Psyche und dem Geld(tabu) und schließlich Grundeinkommensmodelle und die Arbeit an einem auf Solidarität und Fairness fußenden Menschenbild. Unvergessen sind Roland Geitmanns eigene Beiträge sowie seine Moderationen, seine Einlagen am Klavier und besonders seine zusammenfassenden Schlussworte, in denen er es mit einer wunderbaren Mischung aus Herzlichkeit, Ernsthaftigkeit und Humor verstand, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich alle Beteiligten gut aufgehoben fühlten und Freude am gemeinsamen Nachdenken über Zukunftsfragen bekamen.

Ein Bonmot von Roland Geitmann hat sich mir besonders eingeprägt: „An unseren Hochschulen bilden wir die nächste Generation von Maschinis-

ten der Titanic aus. Es wäre aber für das Überleben der Menschheit auf dieser Erde wichtiger, Menschen auszubilden, die die Titanic von ihrem Katastrophenkurs in lebenserhaltende Gewässer umsteuern können.“ So war es nur konsequent, dass Roland Geitmann auch der erste Ethikbeauftragte der Hochschule Kehl wurde und eine alljährliche Vorlesungsreihe „Forum Zeitfragen“ ins Leben rief, um die Studierenden neben ihren Studieninhalten auch mit Gedanken zur „Sozialgestaltung“ vertraut zu machen, die helfen könnten, die Titanic hoffentlich doch noch einmal umzusteuern. Hinzu kam – an einer FH für öffentliche Verwaltung nahe liegend – auch noch ein Engagement in der Lokalen Agenda 21.

Nachdem er die Geschicke der CGW 20 Jahre geleitet hatte, übergab Roland Geitmann die Stafette 2009 an Rudolf Mehl. Mehr als zwei Jahrzehnte gehörte er zu den tragenden Säulen der neueren Geld- und Bodenreformbewegung und arbeitete in den letzten Jahren auch noch intensiv im Fachkompetenznetzwerk des Regionalgeldverbandes sowie in der „Akademie auf Zeit“ am Leitbild eines solidarischen Miteinanderwirtschaftens mit. Als seine Weggefährten können wir ihm nur von ganzem Herzen dankbar dafür sein, dass er maßgeblich mitgeholfen hat, diese alternativen ökonomischen Denkansätze in eine „gute Verfassung“ zu bringen, damit sie ihr Potenzial als Beitrag zur Bewältigung von ökonomischen und ökologischen Krisen nach allzu langer Wartezeit hoffentlich doch noch einmal zur Entfaltung bringen können. Denn – so formulierte es Roland Geitmann in einem seiner Vorträge während der Finanzkrise von 2008: „Das bestehende Geldsystem lässt nur die Wahl zwischen sozialer und ökologischer Katastrophe. ... Geld und Bedarf driften systembedingt auseinander, bis die Blase der ins Gigantische gewachsenen Geldvermögen und entsprechender Schulden platzt, wie wir es zurzeit erleben. Das Geldwesen ist der tödliche Tumor der Gesellschaft und bildet den Kern struktureller Gewalt. Wenn wir nur die Auswüchse beschneiden und nicht die Grundlagen verändern, bleibt der Krankheitsherd virulent. ... Ohne eine sachgemäße Geldordnung, die Geld ‚altern‘ lässt wie alles auf dieser Erde, wird ‚nachhaltige Entwicklung‘ nicht gelingen. ... Für eine Heilung

müssen sich sowohl die Menschen ändern und aus ihrem Götzenglauben an das Geld befreien als auch die rechtlichen Strukturen. Letzteres kann nur demokratisch gelingen. Denn nur eine freiheitliche und demokratische Gesellschaft bleibt offen für das, was uns an heilsamen Erkenntnissen und verwandelnden Kräften aus der geistigen Welt zuströmt.“ So bleibt uns die gemeinsame Hoffnung, dass die nötigen Erkenntnisse und Kräfte sich rechtzeitig weiter ausbreiten, bevor die Welt noch weiter aus den Fugen gerät.

*Werner Onken*

### **Erinnerung an Rudolf Steiners 150. Geburtstag am 27. Februar 2011**

„Damit Geld, das nicht in Produktionsbetrieben arbeitet, nicht mit Umgehung der Maßnahmen der Wirtschaftsorganisation von Inhabern zurückbehalten werde, kann Umprägung oder Neudruck von Zeit zu Zeit stattfinden. Aus solchen Verhältnissen heraus wird sich allerdings auch ergeben, dass der Zinsbezug von einem Kapitale im Laufe der Jahre sich immer verringere. Das Geld wird sich abnützen wie sich Waren abnützen. Doch wird eine solche vom Staate zu treffende Maßnahme gerecht sein. ‚Zins auf Zins‘ wird es nicht geben können.“

Kernpunkte der sozialen Frage (1919), Dornach 1961, S. 105.

„Die ganze Erde, als Wirtschaftsorganismus gedacht, ist der soziale Organismus. ... In allen Ländern, in denen die Hypothekengesetzgebung dahin geht, dass sich das Kapital mit der Natur verbinden kann, bekommen wir ein Stauen des Kapitals in der Natur im Grund und Boden. ... Eine der schlimmsten Stauungen im volkswirtschaftlichen Prozess ist diejenige, wo Kapital sich einfach mit der Natur verbindet.“

Nationalökonomischer Kurs (1922), Dornach 1979,  
S. 22, 73-74 und 164.

## VERANSTALTUNGEN

### ■ Ringvorlesung zur Postwachstumsökonomie

an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg im Sommersemester 2011 mit Beiträgen von Prof. em. Dr. Elmar Altvater, Dr. Barbara Muraca, Prof. Dr. Georg Müller-Christ, Dr. Ulrich Schachtschneider, Dr. Christa Müller und Dr. Reinhard Loske.

*Nähere Informationen:*

[www.postwachstumsoekonomie.org](http://www.postwachstumsoekonomie.org)

### ■ Dreigliederung des Sozialen Organismus – Zum 150. Geburtstag von Rudolf Steiner

30. April und 1. Mai 2011 mit Beiträgen von Fritz Andres, Eckhard Behrens und Jobst von Heynitz

#### ■ Der Euro und die Schuldenkrise

4. und 5. Juni 2011 mit Beiträgen von Dr. Wolfgang Moderey (EZB Frankfurt), Prof. Dr. Joachim Starbatty (Uni Tübingen) u.a.

Tagungen des Seminars für freiheitliche Ordnung in Bad Boll.

*Nähere Auskünfte und Anmeldung:*

Sekretariat des Seminars, Badstr. 35, 73087 Boll

Fon: 07164 – 35 73 | Fax: 07164 – 70 34

eMail: [info@sffo.de](mailto:info@sffo.de) | Internet: [www.sffo.de](http://www.sffo.de)

### ■ Jenseits des Wachstums

Attac-Kongress am 20.–22. Mai 2011 an der TU Berlin.

*Nähere Informationen:*

<http://www.attac.de/aktuell/jenseits-des-wachstums>

### ■ Suffizienzrevolution

Jahrestagung der Vereinigung für Ökologische Ökonomie am 22.–24. September 2011 in der Uni Freiburg/Br.

*Nähere Informationen:*

<http://www.voeoe.de/>

### ■ 49. Mündener Gespräche

am 29. und 30. Oktober 2011 in der Reinhardswaldschule Fuldata bei Kassel zum Thema „Erneuerbare Energien“.

*Nähere Informationen:*

[www.muendener-gespraech.de](http://www.muendener-gespraech.de)

## DIE MITWIRKENDEN DIESES HEFTS

*Helmut Creutz*

Monheimsallee 99, 52062 Aachen

*Prof. em. Dr. Christoph Deutschmann*

Stäudach 41, 72074 Tübingen

*Prof. em. Dr. Roland Geitmann*

Martin-Bucer-Str. 6, 77694 Kehl

*Dipl.-Volks. Ass.jur. Jörg Gude*

Wiedel 13, 48565 Steinfurt

*Mag. Soz. Tilo König*

Timmersloher Str. 76, 28215 Bremen

*Dipl.-Betriebswirt Dirk Lambach*

c/o AG Partnerschaft in der Wirtschaft  
Wilhelmshöher Allee 283a, 34131 Kassel

*Prof. Dr. Dirk Löhr*

Biermannsstr. 2, 66606 St. Wendel

*Dipl.-Ing. Norbert Mundl*

Otto-Bondy-Platz 1/3/3.05  
1120 Wien / Österreich

*Dipl.-Vw. Daniel Pavlic*

4bis, rue de la Croix-Thibault  
75013 Paris / Frankreich

*Prof. Dr. Niko Paech*

c/o Carl von Ossietzky-Universität Fak. II  
Ammerländer Heerstr. 114 – 118  
26129 Oldenburg

*Prof. Dr. Reinhard Pfriem*

c/o Carl von Ossietzky-Universität Fak. II  
Ammerländer Heerstr. 114 – 118  
26129 Oldenburg

*Dipl.-Ing. Dr. Ulrich Schachtschneider*

Hamelmannstr. 13, 26129 Oldenburg

*Dipl.-Math. Alwine Schreiber-Martens*

Jahnatalstr. 4a, 01594 Jahnishausen / Riesa

*Dr. Fabian Thiel*

c/o GTZ Office Phnom Penh  
No. 17, Street 306, Boeung Keng Kang I  
Khan Chamcarmon, Phnom Penh / Kambodscha

*Prof. Dr. Johann Walter*

c/o FH Gelsenkirchen – FB Wirtschaft  
Neidenburger Str. 43, 45877 Gelsenkirchen

*Dipl.-Kfm. Dipl.-Volksw. Ferdinand Wenzlaff*

Stübbenstr. 3, 10779 Berlin

*Dipl.-Soz. Felix Wilke*

c/o Uni Kassel  
Arnold-Bode-Str. 10, 34127 Kassel



Nach einem kurzen Blick auf den zu geringen Stellenwert der Kultur in der Gesellschaft zeigt Werner Onken in diesem Buch, wie sich zahlreiche DichterInnen, KünstlerInnen und MusikerInnen in ihren Werken auch mit den wirtschaftlichen Grundfragen unseres Daseins beschäftigt haben – mit der Rolle des Geldes in der Gesellschaft, mit dem Gegensatz zwischen Reichtum und Armut sowie mit dem Umgang mit dem Boden und den Naturressourcen.

Die hier zusammengetragenen Beispiele aus der Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit bis hin zur jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise ergeben ein eindrucksvolles kulturgeschichtlich-ökonomisches Mosaik. Es soll kulturell kreative und interessierte Menschen ermutigen, Berührungspunkte gegenüber der ‚trockenen Materie‘ der Ökonomie einschließlich ihrer alternativen Denkansätze abzubauen, denn eine gerechte, friedliche und naturverträgliche Zukunftsgesellschaft bedarf ihrer Wegbereitung auch durch die Literatur, Kunst und Musik. Gerade für sie könnten sich darin auch Möglichkeiten einer freien, von Mäzenen, Staaten und Sponsoren unabhängigen Existenz eröffnen.

WERNER ONKEN:

**Geld und Natur  
in Literatur, Kunst und Musik**

285 S., 47 Farb- und 32 Schwarzweißabbildungen,  
Pb., 29,90 EURO | ISBN 978-3-87998-460-2

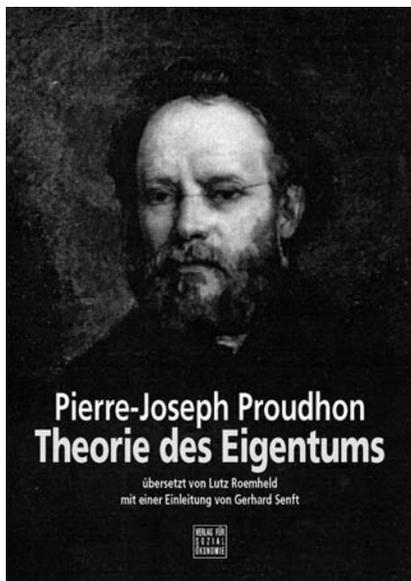


Jahr für Jahr werden zwischen 3.000 und 30.000 Tier- und Pflanzenarten ausgelöscht – wir befinden uns mitten im größten Artensterben während der letzten 65 Millionen Jahre. Zugleich übersteigt jedes Jahr (!) die Zahl der Menschen, die durch die Folgen von Armut, Hunger, unzureichendem Zugang zu Wasser etc. getötet werden, die Zahl aller Soldaten, die während der sechs Jahre des Zweiten Weltkrieges ihr Leben ließen. Die Zerstörung der Natur und die Zerstörung von Menschen: Beides hängt eng miteinander zusammen; das Vernichtungswerk hat System. Unter dem ideologischen Deckmantel der Effizienz wird aktuell ein brutaler wie methodischer Raubzug gegen Mensch und Natur geführt. Der dabei von den Privatisierungs-Gurus und den Rendite-Junkies in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik vorgelegte Plan ist nicht die behauptete Lösung, sondern der Kern des Problems: Er fordert umfassende Exklusivrechte an nicht vermehrbaren Ressourcen einerseits und den Tanz um das Rentabilitätsprinzip andererseits ein – uralte Steine des Anstoßes, die schon im Alten Testament zu finden sind. Mit der Globalisierung bekommen sie eine neue Dimension. Diese Neuerscheinung versteht sich als kritisches Lehrbuch. Angesichts der Härte, mit der sich die Lehrbuchorthodoxie mittlerweile an der Realität stößt, ist Häresie das Gebot der Stunde.

DIRK LÖHR:

**Die Plünderung der Erde  
Anatomie einer Ökonomie der Ausbeutung |  
Ein Beitrag zur Ökologischen Ökonomik**

2. überarb. und erweiterte Auflage 2009  
486 S., Pb., zahlr. Abbildungen und Tabellen, 34,- EURO  
ISBN 978-3-87998-455-8



PIERRE-JOSEPH  
PROUDHON:

## Theorie des Eigentums

Übersetzung aus  
dem Französischen:  
Lutz Roemheld.

Einleitung: Gerhard Senft.  
212 Seiten, Pb.

19,90 EURO [2010]

ISBN 978-3-87998-458-9

In seiner "**Theorie des Eigentums**" (1866) unterzieht Pierre-Joseph Proudhon das kapitalistische Eigentum einer wissenschaftlichen und politischen Grundsatzkritik. Deren Aktualität erweist sich besonders da, wo er es als Instrument wachsender wirtschaftlicher und politischer Macht und als Gegenstand immer schärferer innergesellschaftlicher Konflikte charakterisiert. Mit dieser Kritik verbindet Proudhon sein Konzept einer sozial orientierten Organisation des Eigentums in "einer auf dem Reziprozitätsprinzip basierenden Ökonomie" (Gerhard Senft), das mit dieser Übersetzung zur Diskussion gestellt wird.

**Pierre-Joseph Proudhon** (1809-1865) geb. in Besançon; Drucker, Publizist, Herausgeber mehrerer Zeitungen; engagiert für die Revolution von 1848 und Mitglied der Nationalversammlung; Verfasser zahlreicher sozialreformerischer Bücher und politischer Artikel; Tod in Passy bei Paris.

Bestellungen:  
SOZIALÖKONOMIE-SHOP  
[www.sozialoekonomie.de](http://www.sozialoekonomie.de)

**GAUKE GMBH**  
Hofholzallee 67  
24109 Kiel  
Fon: 0431-6793650  
Fax: 0431-6793651  
[mail@gauke.net](mailto:mail@gauke.net)  
[www.gauke.net](http://www.gauke.net)